

## Zum Salzburger Schrifttum

*Reinhard Rudolf Heinisch, Paris Graf Lodron. Reichsfürst und Erzbischof von Salzburg.* Amalthea-Verlag Wien–München 1991. 360 S., 10 Farb- u. 35 SW-Abb.

25 Jahre nach Fertigstellung seiner Dissertation „Salzburg im Dreißigjährigen Krieg“ hat Reinhard Heinisch das Ergebnis seiner erschöpfenden Forschungen rund um die Lebens- und Regierungszeit von Fürsterzbischof Paris Graf Lodron als Monographie veröffentlicht. Er setzt damit die Reihe der Biographien über die Salzburger Barockfürsten Wolf Dietrich v. Raitenau und Marx Sittich v. Hohenems (beide verfaßt von Eva Stahl) mit Paris Lodron im Amalthea-Verlag fort. Für dieses Engagement und die anspruchsvolle Gestaltung, die auch einen wissenschaftlichen Anmerkungsapparat ermöglichte, ist dem Verlag zu danken.

Der große „teutsche“ Krieg veränderte die politische und religiöse Landschaft im zentral-europäischen Raum des 17. Jahrhunderts. Schon die Zeitgenossen bewunderten das Geschick des Salzburger Landesfürsten, der sich trotz seines geistlichen Standes am Glaubenskrieg im Deutschen Reich nicht beteiligen wollte. Er mußte wohl hohe finanzielle Beiträge leisten und im Rahmen des Bayerischen Reichskreises Soldaten stellen, das eigene Land konnte er von kriegerischen Handlungen aber weitgehend freihalten. Mit seinen Verteidigungsbauten sorgte er ebenso für einen hohen Beschäftigungsgrad und damit für einen gewissen Wohlstand in der Bevölkerung wie durch den Dombau. Seine Verdienste um die Gründung der Salzburger Universität werden aber allgemein, so auch vom Autor, überbewertet. Die finanzielle und bauliche Ausstattung übernahm nämlich weitgehend die süddeutsche Benediktinerkonföderation.

Im Zug der finanziellen Schwierigkeiten des Landes sah sich Paris Lodron gezwungen, die Salzburger Landschaft, die Vertretung der drei Landstände, Prälaten, Ritter, Städte/Märkte, von 1620 an wieder einzuberufen. Dadurch wurde aber weder seine absolutistische Regierungsweise noch die seiner Nachfolger gravierend beeinflusst. Infolge der hohen Steuerforderungen waren seine letzten Regierungsjahre von neuerlichen Bauernunruhen im Gebirge überschattet.

Erstaunlich ist das diplomatische Geschick, mit dem es der Fürsterzbischof und seine Gesandten vermeiden konnten, den westfälischen Friedensvertrag zu unterschreiben. Dies ist auch eine der rechtlichen Grundlagen für die von seinem späteren Nachfolger, Leopold Anton v. Firmian, 1731 verfügte Protestantenvertreibung.

Das Lebensbild dieses beeindruckenden Landesfürsten wurde vom Autor stilistisch hervorragend und auf Grundlage umfassender Quellenstudien informativ beschrieben. Im letzten Kapitel nimmt der Autor selbst zur Überbewertung durch die allzu einseitige Beschäftigung mit einer Person, durch modisch bedingte Negativwertung im Kontrastprogramm der gegenwärtigen Geschichtsschreibung und zu der in der Mitte liegen sollenden Beurteilung historischer Persönlichkeiten Stellung. Dem ist nichts hinzuzufügen. Friederike Zaisberger

*Anton Schindling und Walter Ziegler (Hg.), Die Territorien des Reichs im Zeitalter der Reformation und Konfessionalisierung. Land und Konfession 1500–1650. H. 1: Der Südosten. 2., verb. Aufl. Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung Bd. 49, Münster 1992. 152 S., 10 Karten.*

Der hier anzuzeigende Band ist Teil einer auf insgesamt fünf Hefte projektierten Veröffentlichung der „Gesellschaft zur Herausgabe des Corpus Catholicorum“ innerhalb ihrer vielbändigen Reihe *Katholisches Leben und Kirchenreform im Zeitalter der Glaubensspaltung* (KLK). Aufgabe der neuen Folge ist es, ausgewählte Territorien des Alten Reiches in ihrer Stellung zu Reformation und Konfessionalisierung zwischen 1500 und 1650 synoptisch darzustellen – den Südosten Alteuropas (1989, <sup>2</sup>1992), den Nordwesten (1990) mit Sachsen, Kurbrandenburg, Magdeburg, Anhalt, Schlesien, Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Pommern, West- und Ostpreußen sowie den Nordosten (1991) und hier das lutherische Braunschweig-Lüneburg, Hildesheim, Köln, Bremen, Jülich-Kleve-Berg, Münster, Osnabrück, Paderborn,

Ostfriesland, vor allem aber die zunächst habsburgisch-katholischen, dann im Norden calvinistischen Niederlande mit Lüttich. Zwei weitere Teilhefte sollen das mittlere Deutschland (erscheint voraussichtlich 1992) sowie den deutschen Südwesten (voraussichtlich 1993) umfassen und auch hier in regionalgeschichtlich-komparatistischer Sicht verlaufstypologische Merkmale des Konfessionalisierungsprozesses herausarbeiten.

Innerhalb der kirchlich-konfessionellen Entwicklung kam den Territorien besondere Bedeutung zu, da die Entscheidung zugunsten einer der sich nun ausbildenden Konfessionen (Katholizismus, Luthertum, Calvinismus), die Entscheidung für die Reformation resp. für die alte, in der Gegenreformation regenerierte und erneuerte Kirche zu einer Entscheidung der Landesherrschaft und einzelner Reichsstädte geworden war, was in den gesetzlichen Regelungen des Augsburger Religionsfriedens (1555) und des Westfälischen Friedens (1648) seine reichsrechtliche Legalisierung erfuhr. Gleichzeitig wurden jene grundlegenden kulturellen und mentalen Unterschiede und Parallelitäten vorgeformt, die nicht zuletzt durch Konfessions- und Religionsgrenzen geprägt wurden. Das den regionalen Einzelbeiträgen jeweils grob vorgegebene Raster an Fragestellungen untersucht exemplarisch die vorreformatorische Situation um 1500 in Kirche und Staat, anschließend die maßgeblichen Faktoren einerseits für die Durchsetzung reformatorischer Bewegungen seit 1517 und andererseits für die Behauptung der alten Religion, analysiert ferner die Konfessionsbildung vor und – nun legalisiert – nach 1555, verbleibende Reliktformen der unterliegenden Konfession, interkonfessionelle Mischformen und zuletzt den mit dem Westfälischen Frieden garantierten konfessionellen status quo. Schematische Karten, vorangestellte Listen der regierenden Landesherrn, eine Auflistung verschiedener territorialer Kerndaten sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis runden die einzelnen Beiträge ab. Zugleich wird versucht, Forschungsdesiderata, wie sie sich einer modernen Reformationsforschung stellen, zu thematisieren; Register fehlen. Zu bedauern mag sein, daß kein Versuch unternommen wird, die nebeneinander gestellten Einzelergebnisse abschließend in einer Zusammenschau tatsächlich zu vergleichen.

Im Südosten des Reichs, der in weiten Teilen der großen Kirchenprovinz Salzburg zuzurechnen war, steht das katholische Bayern der Wittelsbacher (*Walter Ziegler*; S. 56–70) den frühen lutherischen Hochburgen in der Reichsstadt Nürnberg (*Anton Schindling*; S. 32–42) und in den fränkischen Markgrafentümern Brandenburg-Ansbach und Brandenburg-Kulmbach/Bayreuth der Hohenzoller (*Manfred Rudersdorf*; S. 10–30) gegenüber; auch im Fürstentum Pfalz-Neuburg (seit 1505) regierte eine wittelsbachische Nebenlinie (*Franziska Nadwornicek*; S. 44–55), letztendlich setzte sich hier – ausgenommen das simultane, 1656 politisch selbständig werdende Pfalz-Sulzbach – der Katholizismus durch. Betrachtet man die Länder der Habsburger, so hielt sich die alte Religion in Tirol von Anfang an weitgehend stabil (*Heinz Noflatscher*; S. 86–101), während die Reformation in Ober- und Niederösterreich (*Walter Ziegler*; S. 118–133), in Innerösterreich (*Karl Amon*; S. 102–116) und Böhmen (*Franz Machilek*; S. 134–152) zunächst Erfolge errang, im Lauf des 17. Jh. aber der katholischen Reform und Gegenreformation unterlag. Der Beitrag von *Ernst Walter Zeeden*, Tübingen, über das Erzstift Salzburg ist knapp (S. 72–85); das sich auch hier zeigende, grundsätzliche Problem, daß jeweils andere Schwerpunktsetzungen und abweichende Einschätzungen (vor allem im Detail) möglich wären und dabei – trotz allen Bemühens, eine disparate Ausgangslage zu überwinden – Fragen offenbleiben müssen, war den Herausgebern natürlich bewußt (Vorwort, S. 9). Zweifellos bekommt man ein nützliches Hilfsmittel an die Hand, aber sollte dann nicht gerade auf eine weiterverweisende Zusammenstellung von Quellen und Literatur besonderer Wert gelegt werden? Für Salzburg ist – wenn man ältere Spezial- und Quellenstudien (von Datterer, Hauthaler, Legers, Josef Schmid, dann Florey u. a. m.) und die reiche, in die Thematik einzubeziehende Bauernkriegs-Literatur (jetzt weitgehend zusammengefaßt von Dopsch, in: *Geschichte Salzburgs II/1*, mit Anm. u. Lit. in II, 5) vernachlässigen will – zumindest der Katalog zur Goldegger Ausstellung „Reformation, Emigration. Protestanten in Salzburg“ von 1981 nachzutragen, ebenso wie mehrere Arbeiten von Johann Sallaberger (z. B. über Johann von Staupitz, in: *MGSL 117*, 1977; auch in: *FS St. Peter, StMBO 93*, 1982; bzw. in: *Kat. St. Peter*, 1982). Martins „Salzburger Fürsten der Barockzeit“ liegt inzwischen in einer 4., überarbeiteten Auflage von 1982 vor. Als wichtige Ergänzung zu Bischof Berthold Pürstinger von Chiemsee erschien in *MGSL 130* (1990) die biographische Studie von Johann Salla-

berger, die neuerdings in Aspekten zu ergänzen ist durch eine Skizze von Arthur Schwaiger (in: Chronik Saalfelden 1, 1992). Über Chiemsee ist nunmehr auch Erwin Naimer, *Das Bistum Chiemsee in der Neuzeit* (Rosenheim 1990), als Fortsetzung von Engelbert Wallner, *Das Bistum Chiemsee im Mittelalter* (Rosenheim 1967), zu berücksichtigen (zu Pürstinger nochmals Naimer, S. 67–69). Leider liegt eine wichtige Arbeit zu Salzburg in der erste Hälfte des 16. Jh., die materialreiche theologische Habilitationsschrift von Sallaberger über Erzbischof Matthäus Lang von Wellenburg (1987), nach wie vor nicht öffentlich zugänglich vor; beispielsweise kann Sallaberger hier nachweisen, daß – als Indikator hinsichtlich einer aktiven Durchdringung der Stadt Salzburg von gewisser Bedeutung – in der Frühphase der Reformation in Salzburg weder Dr. Stefan Kastenbauer (Agricola) noch Paulus Speratus (*Zeeden*, S. 78) lutherisch gepredigt hatten (vgl. dazu und zur Interpretation des sogen. „Lateinischen Krieges“ auch Dopsch/Lipburger, *Geschichte Salzburgs* II/4, S. 2038 ff.). Bezüglich des von *Zeeden* (S. 73) für Lang erneut seit 1529 behaupteten Titels „Primas Germaniae“ scheint die Diskussion noch nicht abgeschlossen zu sein. Konstatiert werden muß, daß von *Zeeden* monierten Forschungsdesiderate, eine systematische Auswertung und Interpretation umfangreicher Visitationsakten im Gesamtkontext einer Geschichte des Erzstifts und seiner Nachbarländer im 16. Jh., nichtsdestoweniger erst ansatzweise vorliegen (u. a. bei Ortner, Sallaberger).

Peter Michael Lipburger

*Franz Schausberger, Eine Stadt lernt Demokratie. Bürgermeister Josef Preis und die Salzburger Kommunalpolitik 1919–1927.* Industrie Team Verlag, Salzburg 1988. 226 S., zahlreiche Abb.

*Franz Schausberger, Josef Hauthaler. Salzburger Bauernführer in schwersten Zeiten.* Veröffentlicht. d. Dr.-Hans-Lechner-Forschungsgesellschaft Nr. 5, Salzburg 1990. 87 u. XVII S., zahlreiche Abb.

Wenn auch schon längere Zeit seit dem Erscheinen der beiden Politikerdarstellungen aus dem christlichsozialen Lager der Zwischenkriegszeit vergangen ist, so lohnt doch die kritische Vorstellung dieser Publikationen vor allem im Rahmen unserer „Mitteilungen“. Ist doch der Verfasser für viele an der Geschichte und vor allem Zeitgeschichte Salzburgs Interessierten kein Unbekannter: Franz Schausberger, ein als Klubobmann der Landtags-ÖVP mitten im tagespolitischen Leben Stehender, hat bereits mit einer Geschichte seiner Partei nach 1945 („Im Dienste Salzburgs“, Salzburg 1985) bewiesen, daß man auch über die eigene Gesinnungsgemeinschaft durchaus kritisch und historisch fundiert reflektieren kann, wie Ernst Hanisch im Vorwort zum Preis-Buch auch im Hinblick auf diese Publikation würdigend feststellt.

Tatsächlich ist Schausberger diese kritische Reflexion auch in den vorliegenden Bänden zum überwiegenden Teil gelungen und hat damit äußerst verdienstvoll weitere Lücken der Salzburger Regionalgeschichte im städtischen und ländlichen Bereich geschlossen. Die beiden Zeitgenossen Preis und Hauthaler haben tatsächlich von 1919 bis 1927 bzw. 1937 wichtige Akzente gesetzt, und das nicht nur in politischer Hinsicht. War Preis erster christlichsozialer Bürgermeister der Landeshauptstadt, der zwar Rückschläge in der Wählergunst hinzunehmen hatte, aber doch in der Finanzpolitik und im Kampf gegen die Wohnungsnot oder beim Strubklammkraftwerk wichtige Erfolge erzielte, war Hauthaler als Abgeordneter und Präsident des Salzburger Landtages, als Präsident des Katholischen Bauernbundes und in der Heimwehr ein gewichtiger Vertreter vor allem bäuerlicher Interessen. War er noch Mitglied der Landesregierung im Ständestaat an der Seite von Franz Rehrl, wobei in diesem Zusammenhang die Glanregulierung zu erwähnen ist, so war für Preis mit dem Beginn des autoritären Kurses auch das Ausscheiden aus der Kommunalpolitik verbunden.

Schausberger hat beide Politikerbiographien sehr gewissenhaft aufgrund der Quellen und der Literatur zusammengestellt, wobei auch die gute Lesbarkeit als Positivum zu erwähnen ist. Tabellen, Dokumente und interessante Abbildungen illustrieren die historischen Daten und Fakten höchst informativ. Alles in allem zwei wichtige Neuerscheinungen unter den zeitgeschichtlichen Salisburgensien, von denen man nur befürchten muß, daß sie wegen ihrer Aufmachung und ihrem wenig bekannten Erscheinungsort kaum über ein nur parteipolitisch interessiertes Publikum hinaus Verbreitung finden werden.

Reinhard R. Heinisch

*Pier Paolo Viazzo, Upland communities. Environment, population and social structure in the Alps since the sixteenth century.* Cambridge University Press, Cambridge 1989.

Die Alpen sind ein faszinierender Forschungsgegenstand, sowohl für den Historiker wie für den Anthropologen. Faszinierend deshalb, weil wir hier historische Sozialstrukturen studieren können, die in hohem Maß außergewöhnlich, um nicht zu sagen dramatisch waren.

In den österreichischen Alpen werden im 19. Jahrhundert europaweit die höchsten Ledi-quoten, die höchsten Illegitimitätswerte, die geringsten Bevölkerungszuwachsraten sowie die höchsten durchschnittlichen Haushaltsgrößen erreicht. Nirgends sonst in Europa zwangen die Verhältnisse so viele Menschen zur Ehelosigkeit, nirgends sonst war das durchschnittliche Heiratsalter so hoch, mußten die Ehen solange hinausgeschoben werden. Nirgends sonst gab es deshalb auch so viele Kinder, die unehelich zur Welt kommen mußten und als Ziehkinder bei fremden Müttern aufwuchsen. Dazu kamen extreme Formen sozialer Ungleichheit: ländliche Gesellschaften mit einigen wenigen Großbauern, die ganze Täler kontrollierten, riesige Viehherden auf die sommerlichen Hochweiden trieben und Großhaushalte mit 30 bis 40 Diensthöfen unterhielten sowie einer zahlenmäßig sehr breiten dörflichen Randbevölkerung lediger Diensthöfen und enterbter Bauernkinder.

Zur Besonderheit der ländlichen Sozialstruktur kam die Vielfalt regional unterschiedlicher Muster in Demographie, Umwelt, Wirtschafts- und Sozialstruktur. Den sozial hochstratifizierten Gesellschaften in den österreichischen Ostalpen standen extrem egalitäre bäuerliche Gesellschaften in den Schweizer, französischen und italienischen Westalpen gegenüber. Die typisch ostalpine Haushaltsstruktur mit ihren hohen Anteilen nichtverwandter Gesindepersonen, hohen Illegitimitäts- und Ziehkinderanteilen wiederum kontrastiert mit dem familistischen Haushaltssystem der Westalpen, das durch geringe Gesindeanteile, niedrige Illegitimität sowie Betonung der Egalität der Geschwister im Erbgang gekennzeichnet war. Nicht zu vergessen die kulturelle Vielfalt. Quer durch die Alpen verläuft eine der zentralen kulturellen Grenzen Europas, sie trennt die Kultur des mediterranen von jener des transalpinen Europas – ein ideales Forschungsfeld also für historisch vergleichende Studien.

P. P. Viazzo, ein in Cambridge ausgebildeter Historiker und Anthropologe, nahm diese Herausforderung an und faßte die Fülle der bisher erschienenen historisch-demographischen Lokal- und Regionalstudien zu einem umfassenden Werk über Umwelt, Demographie und Sozialstruktur in den europäischen Alpen vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart zusammen.

Das Werk bedeutet in mehrfacher Hinsicht einen wissenschaftlichen Fortschritt. Es ist international, interdisziplinär und theoretisch anspruchsvoll. Die alpine Sozialgeschichte ist – und dies trifft für fast alle Themen der Alpenforschung zu – durch ihre nationale Zersplitterung gekennzeichnet. Gesamtdarstellungen, die den ganzen Alpenraum umfassen, sind selten. Es liegen statt dessen nur Untersuchungen über Teilräume vor, die oft ausgesprochen schwer zusammenzufassen sind, weil Methodik und Inhaltlichkeit sehr stark voneinander abweichen. Viazzo nahm sich nun die Mühe, den gesamten Alpenraum mit einem einheitlichen theoretischen und methodischen Instrumentarium zu untersuchen.

Die Alpen sind für Viazzo primär ein Forschungsfeld, um generelle Fragestellungen zu untersuchen, Fragen nach dem Zusammenhang von Umweltfaktoren, Demographie und Sozialstruktur in der Geschichte von Hochgebirgsgesellschaften. Das Buch ist thematisch sehr breit angelegt. Es geht um alpine Systeme der Landnutzung, um die Frage der Abgeschlossenheit bzw. Offenheit lokaler Gesellschaften, um Emigrationsmuster, Siedlungsformen, Erbwohnheiten, Familien- und Haushaltsstrukturen u. v. a. m. Ausführlich behandelt werden auch jene wissenschaftlichen Schulen, die sich mit dem Zusammenhang von natürlicher Umwelt, Demographie und Sozialstruktur beschäftigten – die Annales, die US-amerikanische Kulturökologie, deren Vertreter in den 1950er und 1960er Jahren die europäischen Alpen intensiv studiert haben sowie die in der Tradition von R. Th. Malthus stehenden Denkrichtungen innerhalb der Demographie.

Die Untersuchung historisch-demographischer Prozesse sowie die Geschichte von Familie und Haushalt bilden zwei Schwerpunkte innerhalb der Studie. Viazzo kann sich dabei auf eine breite Fülle empirischer Arbeiten, die in den vergangenen 30 Jahren unternommen wurden, stützen: die Arbeiten der Grenobler und der Innsbrucker Schule der Bevölkerungsgeographie, eine Fülle historisch-demographischer Lokalstudien, die Schweizer Bevölkerungsge-

schichte sowie Mitterauers familienhistorische Arbeit über die österreichischen Alpen. Nach sorgfältiger Analyse dieser Detailstudien kommt er zu einer Reihe interessanter Generalisierungen. So war z. B. für den gesamten Alpenraum ein relativ niedriges Mortalitätsniveau seit dem späten 18. Jahrhundert typisch. Geringe Mortalität wiederum ist logisch verknüpft mit geringer Fertilität – eine weitere demographische Gemeinsamkeit, die im gesamten Alpenraum sichtbar wird. Diese niedrige Fertilität ist nach Viazzo Produkt von mindestens drei unterschiedlichen demographischen Systemen: jenem der österreichischen Alpen (stagnierende Bevölkerung mit sehr hohem Heiratsalter und hohen Ledigenquoten), dem der Schweizer Alpen (starkes Bevölkerungswachstum seit dem späten 18. Jahrhundert, verbunden mit dem Anstieg von Heiratsalter und Ledigenquoten) sowie dem der italienischen und französischen Westalpen (relativ niedriges Heiratsalter, niedrige Ledigenquoten und niedrige eheliche Fertilität).

Schwerer fällt Viazzo Generalisierung und Typenbildung im Bereich von Familie und Haushalt. Sein Ausgangspunkt ist die in der Kulturanthropologie geführte Diskussion um die alpine Stammfamilie. Für Robert Burns, der 1963 ein vieldiskutiertes Programm einer alpinen Kulturökologie entwarf, war die Stammfamilienorganisation, die er im gesamten Alpenraum vermutete, einer der zentralen Unterschiede, die das alpine Europa vom mediterranen Europa mit seiner komplexen Mehrfamilienstruktur trennten. Für Burns war die Stammfamilie die ökologisch sinnvollste Form der Anpassung an alpine Umweltfaktoren. Viazzo kann nun genügend empirische Belege bringen, die dieses Theorem widerlegen. Er zitiert eine Menge italienischer und französischer Studien, die klar gezeigt haben, daß auch in den Süd- und Westalpen Mehrfamilienstrukturen häufig vorkamen. In Alagna z. B., eine Walsersiedlung südlich des Monte Rosa, die Viazzo selber gründlich studierte, bestanden während des gesamten 18. und 19. Jahrhundert immer zwischen 15 und 20% der Haushalte aus zwei Familien, und zwischen 30 und 36% der Haushalte waren komplex organisiert, d. h. sie bestanden entweder aus einer Kernfamilie, die durch Verwandte erweitert war, oder aus mindestens zwei konjugalen Paaren. Ausführlich setzt sich Viazzo auch mit dem Problem der Fertilität in jenen westalpinen Gesellschaften, die durch eine komplexe Familienstruktur gekennzeichnet waren, auseinander. So war man lange Zeit der Meinung, daß die Mehrfamilienstruktur mit hoher Fertilität verbunden war. Das Interessante an den westalpinen Mehrfamilien ist nun, daß sie mit geringen ehelichen Fertilitätsraten verbunden waren. Dieses Muster – es erinnert in vielem an ungarische Familienstrukturen – war nun einfach ein alternatives Modell der Geburtenbeschränkung zu jenem, das für den Großteil der Alpen typisch war, nämlich die späte Heirat bzw. die hohen Anteile zeitlebens Lediger.

Auch bei der Behandlung von Familie und Haushalt in der alpinen Sozialgeschichte beweist Viazzo wiederum sein Talent, eine umfangreiche Literatur zusammenzufassen und kritisch zu resumieren; daß sich aber auch bei ihm die zentrale Debatte um die Frage der Stammfamilie bzw. um die Frage nach der Verteilung von einfachen bzw. komplexen Familienhaushalten dreht, zeigt deutlich den westalpinen Bias auf. Zweifellos sind diese Unterschiede sehr wichtig, die viel zentralere Front in den Alpen verlief aber zwischen Familienstrukturen mit Gesinde und Familienstrukturen ohne Gesinde, d. h. Regionen, in denen nichtverwandte Personen in den Haushalten mitlebten, und rein familistischen Gesellschaften. Diese familienstrukturelle Front trennte nun ganz deutlich die Ostalpen (Anerbenrecht) vom Rest der Alpen.

Besonderes Interesse hat Viazzo auch an der Geschichte des Heiratsverhaltens. Dies hängt mit seinem theoretischen Interesse an der Frage des Zusammenhangs zwischen natürlichen Ressourcen und Demographie zusammen. Diese Problemstellung wurde zuerst von dem Bevölkerungstheoretiker R. Th. Malthus formuliert und später, in den 1950er und 1960er Jahren von amerikanischen Kulturanthropologen neu aufgerollt und theoretisch verfeinert. Der zentrale Punkt in dieser Debatte ist die Annahme, daß Umwelt und Bevölkerung ein System des Gleichgewichts also bilden, das durch das Wirken regulierender Mechanismen aufrechterhalten bzw. bei Störungen wiederhergestellt wird. Für Malthus war die verzögerte Heirat ein „prevenntive check“. Dieser trat immer dann auf, wenn eine Bevölkerung schneller gewachsen ist, als die Ressourcen es erlaubt hätten. Wurde die Tragfähigkeit (*carrying capacity*) eines Ökosystems überschritten, so mußte durch Einschränkung der Heirat das Bevölkerungs-

wachstum gebremst und so das Gleichgewicht zwischen Bevölkerung und Ressourcen wiederhergestellt werden. In vielen Teilen der Alpen war die späte Heirat zweifellos ein Mittel der homöostatischen Regulation. Viazzo sieht nun aber sehr richtig, daß die verzögerte Heirat auch mit sozialstrukturellen Faktoren gekoppelt sein kann. Die österreichischen Alpen bieten hier wiederum ein gutes Beispiel. So finden wir in den österreichischen Alpen die höchsten Ledigenquoten und das höchste Heiratsalter gerade in jenen Regionen, wo im 19. Jahrhundert intensiver Mais- und Getreidebau einsetzt, die „*carrying capacity*“ also erweitert wurde. Es war dies das Kärntner Krappfeld. Die Bevölkerung stagnierte hier auch bei weitem nicht in dem Ausmaß wie in anderen alpinen Regionen; die hohen Illegimitätswerte zeigen dies klar. Heirat und Familienbildung hätten hier aus ökonomisch-ökologischen Gründen nicht in dem Ausmaß eingeschränkt werden müssen. Die Heiratsmöglichkeit blieb hier aus sozialstrukturellen Gründen eingeschränkt: die großbäuerlichen Besitzungen sollten nicht – etwa durch Realteilung – verkleinert werden; das vorhandene Modell der Arbeitskräfterekrutierung durch Dienstbotenwirtschaft war ökonomisch günstiger als Tagelohnarbeitssysteme; ein Bastard ist eine billige Arbeitskraft, er gefährdet aber das väterliche Patrimonium und damit die bestehende Besitzstruktur nicht. Ein Familiensystem mit hohen Illegimitätsraten verbrauchte gesamtgesellschaftlich weniger reproduktive Ressourcen wie ein Familiensystem mit hohen Anteilen an Tagelöhnerfamilien.

Einen Detailfehler begeht Viazzo, wenn er meint, in den österreichischen Alpen sei es zwischen 1750 und 1850 zu einer Agrarrevolution ähnlich jener in den Schweizer Alpen gekommen. Als Argument führt er in die Einführung der Kartoffel sowie des Klees an (S. 191). Richtig ist, daß es in Teilen der österreichischen Alpen zu agrarrevolutionären Neuerungen kam. In Westtirol und Vorarlberg war es der Kartoffel- und Maisanbau, im Kärntner Krappfeld der Maisanbau. Falsch ist, eine Agrarrevolution für die österreichischen Alpen generell anzunehmen. Was den Großteil der österreichischen Alpen für den Demographen und Wirtschaftshistoriker so interessant macht, ist gerade das Fehlen agrarischer Innovationen im 18. und 19. Jahrhundert, jenem Zeitraum also, als in vielen Teilen Europas durch die Einführung der Kartoffel, den Anbau von Klee sowie die Sommerstallfütterung die jahrhundertewährende Stagnation in der Landwirtschaft überwunden wurde. Kleeanbau spielte quantitativ in den Alpen nie eine besondere Rolle. Die Kartoffel wurde östlich von Innsbruck nur sporadisch angenommen, in vielen Regionen wurde sie erst nach dem Zweiten Weltkrieg wirklich relevant (Salzburger Pinzgau).

Probleme sehe ich auch bei einem weiteren Punkt. Das Buch enthält den Untertitel „Umwelt, Bevölkerung und Sozialstruktur in den Alpen seit dem 16. Jahrhundert“. Viazzo scheint unter Sozialstruktur primär Haushalt und Gemeinde zu verstehen. Haushalt und Gemeinde waren nun zweifellos die zentralen Typen der Gruppenbildung in der lokalen Gesellschaft. Zwischen diesen beiden Basiseinheiten gab es jedoch noch eine Fülle weniger formalisierter Sozialformen, Einheiten, die in der Forschung deshalb selten behandelt werden, weil sie in den zentralen Quellen der historischen Familienforschung, den Zensus- und Steuerlisten nicht aufscheinen. Patenbeziehungen, Patron-Klient-Beziehungen zwischen Bauern und ländlichen Unterschichten, die Altersgruppen der ledigen Burschen u. v. a. m., dies waren alles sehr wichtige Elemente der alpinen Sozialstruktur, deren Kenntnis notwendig ist, um das Funktionieren ländlicher Gesellschaften zu verstehen.

Die letzten beiden Kritikpunkte wiegen allerdings nicht schwer, bedenkt man die geographische Breite und die historische Tiefe, die das Buch auszeichnet. Es ist zweifellos ein Meilenstein in der vergleichenden Sozialgeschichte, zugleich eine Ermunterung über Demographie, Umwelt und Sozialstruktur in der Geschichte der Alpen weiter nachzudenken.

Norbert Ortmayr

*Alois Niederstätter* u. *Wolfgang Scheffknecht* (Hg.): *Hexe oder Hausfrau. Das Bild der Frau in der Geschichte Vorarlbergs*, Regio Verlag Glock und Lutz, Sigmaringendorf 1991, 198 S. (davon 8 Bildseiten).

„Der große weiße Fleck auf der Karte des von der Vorarlberger Landesgeschichtsschreibung behandelten Gebiets“ soll durch diese Publikation, wenn nicht beseitigt, so doch wenig-

stens verkleinert werden. Diesen Anspruch stellte sich eine Vortragsreihe, deren Referate nun in diesem Sammelband erschienen sind. In der Tat ist der Forschungsstand zur Vorarlberger Frauengeschichte höchst unbefriedigend, weshalb der Band umso wertvoller erscheint. Hin- gewiesen sei zunächst nicht nur auf die unterschiedliche Qualität der einzelnen Beiträge, son- dern vor allem auf die (für Vorarlberg symptomatische?) Tatsache, daß sich unter den neun Autoren nur zwei Frauen befinden, deren Artikel darüber hinaus nicht eben zu den Highlights des Buches zählen. Zu Recht setzt sich denn auch *Manfred Tschaiikner* im ersten Teil seines Beitrags kritisch mit den Ansprüchen der feministischen Geschichtsschreibung aus- einander.

Die Themen im einzelnen:

– Zu den Ausführungen von *Reinhold Bichler*, „Die Rolle der Frau im Frühchristentum“, vermag der Rezensent mangels fachlicher Kompetenz nichts zu sagen. Aufgefallen ist ihm je- doch, daß sie mit der Vorarlberger Geschichte, also auch mit den oben genannten Ansprüchen der Herausgeber, in keiner Verbindung stehen.

– Interessante Ergebnisse für die gestellte Aufgabe bringt *Alois Niederstätter* unter dem Thema „Frauenleben im vorindustriellen Vorarlberg“, wobei er aus den Rechtsquellen des 8. bis 10. Jahrhunderts insbesondere den Aspekt von Freiheit und Unfreiheit der Person themati- siert und diese Kategorien als zu grobrasterig aufdeckt. Auch für das Spätmittelalter steht zu- nächst die rechtliche Stellung der Frau im Vordergrund der Betrachtung, um dann aus einzel- nen Quellen des 16. bis 18. Jahrhunderts (vorläufige) Antworten auf Fragen nach Geburten- zahlen, Familiengrößen und Heiratsalter zu geben. Hier bietet sich noch ein weiterer Bereich, ein großer „weißer Fleck“, für zukünftige Forschungen an, etwa um Niederstätters These, daß „die Familiengröße im vorindustriellen Zeitalter in ländlichen Regionen des Westens durch annähernd ein Jahrtausend eine relativ konstante Größe sein konnte“, stichhaltig zu belegen. Auch für Vorarlberg war nicht die Groß-, sondern die Kernfamilie die Norm in dieser langen Periode. Die Ehe galt auch hier für die Aufnahme sexueller Beziehungen keineswegs als Pri- mat. Bereits im 17. Jahrhundert wurde Geburtenplanung betrieben, wie statistisch beispiel- haft bewiesen werden kann, da die weibliche Arbeitskraft zur Erntezeit verfügbar sein sollte. Den informativen Beitrag beschließen Ausführungen über die gesellschaftliche Rolle der Frau in der Stadt von der Prostituierten bis zur Priorin. Freiräume waren selten, die Einbindung in das patriarchalische Gesellschaftssystem dominierte.

– *Manfred Tschaiikner* („Also schlecht ist das Weib von Natur . . .“) rechnet zunächst mit demjenigen Teil der Publikationen zur Hexenverfolgung ab, der das Thema einseitig als „spe- zifisch weiblich“ und unter weltanschaulichen Wertungen angeht, wobei er „ideologisch moti- vierte Verfälschungen“ der Fakten zu orten weiß. Daß im gesamtösterreichischen Bereich fast ebenso viele Männer wie Frauen in Hexen- und Zaubererprozesse verwickelt waren, steht manchen Erklärungsmustern diametral entgegen. Gerade Vorarlberg hatte jedoch interessan- terweise (anders wie etwa Salzburg) bei den Hexenprozessen die höchste Frauenquote aller Länder (bezogen auf das heutige Bundesgebiet). Als regionsspezifisch weist der Autor, der aus dem reichen Fundus seiner Dissertation zu schöpfen vermag, auch das Faktum aus, daß der Höhepunkt der Verfolgungen um 1600, also wesentlich früher als in anderen Län- dern, erreicht wurde. Insbesondere aus der Tatsache, daß keine einzige Landfremde oder Vagantin als Hexe festgenommen wurde, schließt Tschaiikner – im Gegensatz zu neueren For- schungsergebnissen aus anderen Regionen –, daß sich für Vorarlberg sozialdisziplinarische Maßnahmen als obrigkeitlich angestrebter Hintergrund der Hexenverfolgung ausschließen lassen.

– Mit den Unterschichten und vagierenden Randgruppen beschäftigt sich *Wolfgang Scheff- knecht* unter dem Titel „Arme Weiber“. Nach einer Problematisierung des Begriffsinstrumen- tariums geht der Autor zunächst den Ursachen bzw. den Risikofaktoren für das Abgleiten in die Armut und Marginalität nach, wobei er besonders die (Sanktionen für) illegitime Schwan- gerschaft betont. Danach wird anhand bisher nicht aufgearbeiteten Quellenmaterials der Frauenanteil an der vagierenden Bevölkerung und der Kriminalität geortet. Eindrucksvoll ge- lingt es dem Autor, die „Bettelökonomie“, die Rolle der Frau in der Gaunerbande, die gesell- schaftlichen Normen und Wertvorstellungen diesen Schichten gegenüber etc. darzustellen und damit anschaulich neue wissenschaftliche Ergebnisse zu vermitteln.

– „Die rechtliche und soziale Stellung der Frau im Zeitalter der Aufklärung in Vorarlberg“ behandelt *Karl Heinz Burmeister*. Nur wenige (zumeist sogar landfremde) Beamte, Geistliche und Ärzte trugen hier die Ideen der Aufklärung. Die breite konservative Richtung vertrat indes nach wie vor das traditionelle Frauenbild (Frau = „Gefäß der Sünde“). Eine rechtliche und soziale Besserstellung der Frauen wurde kaum diskutiert. Die wenigen innovativen Ansätze finden sich, so zeigt der Autor, in den erweiterten Berufsaussichten, vor allem im Handels- und Bankgeschäft, als Lehrerin und Hebamme. Letztere wurde im 18. Jahrhundert als erste Frau zu einem Hochschulbesuch (mit Abschluszeugnis) zugelassen. Dagegen blieben eigenständige wissenschaftliche und musische Leistungen aus, sieht man von wenigen Ausnahmen, wie etwa einer Angelika Kauffmann, ab, die ihr Leben allerdings im Ausland verbrachte. In der Wochavilla in Feldkich läßt sich auch ein zeittypischer Salon finden, in dem sich – wiederum als Einzelfall – auch der Typ der „femme savante“ bzw. der „femme galante“ finden läßt. Außer im jüdischen Frauenverein spielten Frauen nur in wenigen korporativen Formationen eine Rolle, so in der 1775 gegründeten „Dramatischen Liebhabergesellschaft“. Der Autor schließt den Überblick über die Frauen in der Aufklärungszeit mit einer kurzen Darstellung des Krumbacher Weiberaufstandes von 1807, dessen auslösender Moment die Musterung von Rekruten gewesen war. Die eigenen Männer, um die die Frauen kämpften, standen diesen Ereignissen verständnislos gegenüber. Trotz des raschen Zusammenbruchs zeigt sich hier erstmals in der Geschichte Vorarlbergs ein solidarisches Aufbegehren der Frauen, die Protest gewordene Unzufriedenheit mit ihrer Situation. „Die Frauenfrage“, so stellt Burmeister abschließend fest, blieben auch hier „weitgehend ungelöst“.

– Den Teilaspekt der „Frau als Motor der Vorarlberger Frühindustrialisierung“ behandelt *Arno Fritz*. Auch für ihn steht als Ausgangspunkt seiner Betrachtung das „Nicht-Teilhaben an Öffentlichkeit“ an zentraler Stelle. Die Annahme, daß Öffentlichkeit einzig und allein mit der Besetzung von militärischen Positionen korrelierte, scheint mir allerdings zumindest diskussionswürdig. Daß die überwiegende Mehrzahl der Frauen in der „Hauswirtschaft“ organisiert war, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Aussage, daß die wesentlichen Positionen der Hausherrn- und Hausfrauenrollen ständig besetzt sein mußten, daß also eine Art Wiederverheiratungszwang bestand, scheint mir dagegen statistisch eher dürftig abgesichert. (In einigen Salzburger Regionen ist zu dieser Zeit das Gegenteil der Fall!) Hier mangelt es, wie in manch anderen Bereichen auch, nach wie vor an einer (computerunterstützten) Aufarbeitung von Massenquellen. Die Frühindustrialisierung brach, wie der Autor zeigt, das hauswirtschaftliche System auf. Wurde die erste Phase der Vorarlberger Heimindustrie weitgehend von den Frauen bestimmt und gestaltet, so verschlechterte die Folgezeit, die Zeit der Industrialisierung, deren Stellung wieder. Sie hatten sich nun zumeist zwischen Familie/Kindern oder Arbeit zu entscheiden. Verdienten die heimarbeitenden Stickerinnen in der „goldenen Ära“ (1780–1794) so viel, daß sie sich „in einem Jahr fast ein Haus ersticken“ und sich eine weitgehende Unabhängigkeit sichern konnten, so warf sie die Maschine zurück in die Abhängigkeit eines männlich dominierten Wirtschaftssystems.

– *Ulrike Ebenhoch* widmet ihren Artikel „Frauenehre, Frauenwürde und gute alte Vorarlberger Sitte hochzuhalten . . .“ der Situation der Frauen zwischen 1914 und 1933. Sie behandelt vor allem die Aspekte Frauenwahlrecht, Mode und Sport, die weibliche Teilhabe bei der Parteilarbeit, der Schulbildung und im Beruf. Schon ein Blick auf den Anmerkungsapparat verrät jedoch die strukturellen Schwächen des Beitrags: von den 91 Fußnoten stammen 78 Zitate aus Zeitungsartikeln, vor allem aus der „Vorarlberger Wacht“, dem „Vorarlberger Volksblatt“ und dem „Vorarlberger Tagblatt“. Der Beitrag ist daher, will man es überspitzt formulieren, eine Gegenüberstellung von Meinungen (der Organe) der Sozialdemokraten, der Christlichsozialen und der Großdeutschen zu den angeschnittenen Themenbereichen. Diese erscheinen auch in den Konturen durchaus interessant, doch fehlt in den Ausführungen weitgehend die konkrete Fundierung. (Partei-)Zeitungsmeinungen können nicht die historische Faktensuche ersetzen, die hier allzu fragmenthaft bleibt.

– Anhand der Sozialarbeiterin Agathe Fessler (1870–1941) stellt *Meinrad Pichler* eine faszinierende Person, eine Ausnahmerscheinung vor, die er – nicht zu Unrecht – als Begründerin der modernen Sozialarbeit in Vorarlberg bezeichnet. Auf der Basis der christlichen Soziallehre kaufte und adaptierte diese Frau 1905 auf privater Basis, ohne jegliche Unterstützung von

Stadt und Land, ein Haus, das, unter dem Namen „Marienheim“ geführt, bald zu klein wurde. Sie veräußerte es und erwarb ein größeres, das sie dann während des Ersten Weltkrieges, mit der Annahme der lebensgefährlichen Leitung eines rumänischen Infektionsspitals, an die Barmherzigen Schwestern in Zams übergab. Nach dem Krieg ging sie in die USA und versuchte mehrfach, nach Vorarlberg zurückzukehren, um hier erneut eigenständig Sozialprojekte zu realisieren, für die die öffentliche Hand jedoch nicht nur wiederum kein Interesse zeigte, sondern diese sogar sabotierte. Als sie 1928 ihre Zelte endgültig abbrach und die für ein Heim vorgesehene Liegenschaft veräußerte, um nach Brasilien zu gehen, schrieb sie resigniert und verbittert in ihr Tagebuch (das sie dem Landesmuseum überließ): „Soeben die Heimat verkauft. Gott sei Dank.“

– Mit dem letzten Artikel, „Die Frau am See“ von *Ulrike Längle*, hätten sich die Herausgeber in meinen Augen einen Gefallen getan, wenn sie ihn nicht in diesen Band aufgenommen hätten. Die „literarisch-historisch-musikalische Reise um den Bodensee“ (so der Untertitel) kommt weder einem wissenschaftlichen Artikel noch einer literarischen Antologie nahe. Es werden darin ohne erkennbaren zeitlichen oder thematischen roten Faden, unterbrochen von nur wenigen Verbindungssätzen, Sagen, Lieder, autobiographische Skizzen, Sekundärliteratur (z. T. seitenlang wörtlich zitiert) etc. von bekannten und unbekanntem Autoren aneinandergereiht. Dabei erfolgt auch keinerlei nähere Interpretation der Texte aus dem 15. bis 20. Jahrhundert. Als krönenden Abschluß hat die Autorin ihre selbst verfaßte Ballade „Über die Vorteile, in der Landeshauptstadt zu leben“ (Melodie: Mariechen saß weinend im Garten) gewählt, die sich nicht nur durch einige höchst unreine Reime (schön/Jerusalem, Föhn/gehn) auszeichnet, sondern auch – vom Sinngehalt ganz abgesehen – durch mehr als holprige Strophen, wie der folgenden:

„Drum, Frauen und Mädchen, erfreut euch,  
laßt fahren Tabletten und Gift,  
zieht her in die Landeshauptstadt,  
und stürzt euch nicht vom Schilift.“

Insgesamt ist der Band als ein erster Aufbruch zu einer regional orientierten Frauengeschichte zu verstehen. Er sollte, so ist zu hoffen, in Zukunft auch weibliche Wissenschaftlerinnen animieren, sich mit der Vorarlberger Sozialgeschichte und deren geschlechtsspezifischen Ausprägungen zu beschäftigen. Der/die historisch interessierte Leser/in findet darin unterschiedliche Ansätze und Themen der neueren Geschichtsforschung, die das Buch zur Lektüre empfehlen.  
Gerhard Ammerer

*Karl Finsterwalder, Tiroler Ortsnamenkunde.* Gesammelte Aufsätze und Arbeiten in drei Bänden: Schlern-Schriften 285–287 und Forschungen zur Rechts- und Kulturgeschichte XV–XVII (Bd. 1: *Gesamt Tirol oder mehrere Landesteile betreffende Arbeiten*, 1990, XXXVI, 448 S., 5 Kartenbeil.; Bd. 2: *Einzelne Landesteile betreffende Arbeiten: Innthal und Zillertal*, 1990, XII, S. 449–926; Bd. 3: *Einzelne Landesteile betreffende Arbeiten: Südtirol und Außerfern*, Register, im Erscheinen, XII, S. 927 bis ca. 1300). Hg. v. *Hermann M. Ölberg* u. *Nikolaus Grass*. Innsbruck, Wagner. ISBN 3–7030–0222–0.

Ein besonderer Verdienst um die wissenschaftliche Namenkunde hat sich der Innsbrucker Universitätsverlag Wagner durch die Herausgabe gesammelter Schriften von Karl Finsterwalder erworben. Auf der einen Seite kann man durch ein so groß angelegtes Sammelwerk das wissenschaftliche Œuvre eines bedeutenden Gelehrten auf systematische Weise kennenlernen und überblicken, auf der anderen Seite hat gerade diese Zusammenstellung einen immensen praktischen Wert: eine erkleckliche Zahl von Finsterwalders Aufsätzen ist nämlich an nicht leicht zugänglicher Stelle veröffentlicht worden, in Heimat(zeit)schriften von oft nur lokaler Geltung und geringer Auflage, so daß die breitere Forschung von vielen wichtigen Abhandlungen kaum Notiz nehmen konnte. Diesem für die Rezeption abträglichen Umstand wurde nun, man möchte fast sagen endlich, Abhilfe geschaffen durch die vorliegende Auswahl von insg. 138 namenkundlichen Arbeiten, die durch eine komplette Bibliographie abgerundet wird, wobei berücksichtigte Artikel entsprechend gekennzeichnet sind. Daß die einzelnen Aufsätze nicht neu gesetzt, sondern fotomechanisch reproduziert wurden, erhöht m. E. den

Reiz der Lektüre und betont eindrucksvoll die „publikatorische“ Vielfalt des Altmeisters der Tiroler und, im weiteren Sinn, österreichischen Namenkunde.

Gerade die Namenforschung bedarf ja einer seriösen wissenschaftlichen Basis in sprachwie in kultur- und siedlungsgeschichtlicher Hinsicht. Aufgrund der Allgegenwart von Namen, ihrer vom synchronen Sprachmaterial aus zumeist undurchsichtigen Erscheinungsform und des daraus resultierenden Deutungsanreizes fühlen sich vor allem auf diesem Gebiet in verstärktem Maß Nichtfachleute bemüht, dem in Frage kommenden Namen wiederum eine sprachliche Motivation zu verleihen. Doch dies artet oft in wilde Spekulation und oberflächliche Volksetymologie aus, und so gut und aufrichtig diese Bemühungen auch gemeint sind, mit sprachwissenschaftlicher Deutung und ernsthafter Etymologie haben sie nicht viel zu tun.

Wie wohl muten einen da die Schriften Finsterwalders an, deren Anfänge schon aus den späten zwanziger Jahren datieren. Er hat jedem Problem nicht nur eine eingehende sprachwissenschaftliche Analyse angeeignet lassen, sondern auch tiefeschürfende historische und sozialkundliche Kenntnisse einbringen können. Keine Schreibtischgelehrsamkeit tritt hier zutage, sondern eine intime Vertrautheit auch mit den das Namenmaterial so maßgeblich formenden geographischen Verhältnissen (man beachte dazu die als Beilagen zum ersten Band wiederveröffentlichten Ortsnamenkarten). Mögen auch Kleinigkeiten heute anders beurteilt werden – Finsterwalder selbst hat sich nie gescheut, eigene Ansichten, wenn nötig, zu revidieren –, Versehen (v. a. Druckfehler) mancherorts bemerkbar sein, so ist es hier auch angesichts des beschränkten Platzes nur recht und billig, von einer pedantischen Auflistung der Druckfehler etc. abzusehen und lediglich auf die große Gliederung des bis jetzt zweibändigen Sammelwerks einzugehen.

Lassen wir nun in gebotener Kürze den Inhalt der beiden bisher erschienen Bände mit einem Ausblick auf den geplanten abschließenden dritten Band Revue passieren. Das Gesamtwerk ist in thematisch orientierte Kapitel unterteilt, in welchen inhaltlich verwandte Aufsätze in zwangloser Reihung zusammengefaßt sind. Die genaue chronologische Abfolge der einzelnen Publikationen läßt sich problemlos mit Hilfe des Werkverzeichnisses (Bd. 1, S. XVII–XXXIII) ermitteln. Darüber hinaus wird zu Beginn eines jeden Artikels das genaue bibliographische Zitat oder ein Hinweis auf das Veröffentlichungsjahr gegeben. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß in der vorliegenden Sammlung auch einige Erstveröffentlichungen aufscheinen, was von Finsterwalders ungebrochener Schaffenskraft bis in das hohe Alter zeugt.

Band 1, betitelt „Gesamt Tirol oder mehrere Landesteile betreffende Arbeiten“, umfaßt, neben verschiedenen Praefationes, Inhaltsverzeichnis aller drei Bände und der Bibliographie (alles S. V–XXXIV) folgende Rubriken: I. Ortsnamen und früh- bis spätmittelalterliche Siedlungsgeschichte (S. 1–84), wo besonders die Verknüpfung von Sprach- und Landesgeschichte Berücksichtigung findet und die Entwicklung der Tiroler Dialektzonen auf der Folie des Namenskorpus nachgezeichnet wird. Relevant für Salzburg erscheint mir hier der Beitrag „Die Deutung der Salzburger Güterverzeichnisse von 788–90 und vergleichbare Namenzeugen aus den Nachbarländern“ (S. 71–84). II. Vorrömisches und romanisch-deutsche Berührungen (S. 85–228, mit Nachtrag S. 387 ff.). Dieses Kapitel zeigt anhand der reichlichen nichtgermanischen Namen, wie wichtig die Kenntnis der Sub- und Superstrate für die deutsche (österreichische) Namenkunde ist. Vor allem das Alpenromanische erweist sich oft als ein unerlässlicher Faktor der korrekten Etymologie, und die archäologischen sowie siedlungsgeschichtlichen Tatsachen können den sprachhistorischen Befund folgerichtig bestätigen. Der umfangreiche Aufsatz „Romanische Vulgärsprache in Rätien und Norikum von der römischen Kaiserzeit bis zur Karolingerepoche“ (S. 387–418, ursprünglich erschienen in der Festschrift für Karl Pivec) demonstriert eine enge Vertrautheit mit vulgärlatinistisch-romanistischen Gegebenheiten und stellt zudem einen wertvollen Beitrag für die historische alpenromanische Grammatik dar; er sollte auch von Romanisten entsprechend rezipiert werden. Des weiteren scheint mir in Hinblick auf die Etymologie und Lautgeschichte von *Gamp* in Salzburg auch der Aufsatz „Die Herkunft des Namens Gamper aus vordeutschen Hofnamen Gamp, Camp, und die unbehauchten k-Anlaute in den tirolischen Mundarten“ (S. 213–228) aufschlußreich zu sein. Außerdem muß erwähnt werden: S. 87 ff. zum Taurn-Namen, S. 189 ff. zu *Alpicula-Alpigl*. III. Aus der deutschen Namensschicht (S. 229–386, weiters Nachträge S. 419 ff.). Viele Ein-

zeluntersuchungen geben mosaikartig Einblick in die Struktur und Bildweise der österreichischen Ortsnamen (z. B. zu den – echten wie unechten – *ing*-Namen; *Wörgl*; Bergnamen, Burgnamen, Namenkunde und historische Lautlehre am Beispiel von germ. \**z*; Besprechungen von Werken über Tiroler Gewässer- und burgenländische Siedlungsnamen usw.). Kartenbeilagen aus dem Tirol-Atlas beschließen Teil I der „Kleinen Schriften“.

Zum zweiten Band siehe die Rezension von Otmar Weber.

Ein Ausblick auf den letzten, zur Zeit der Abfassung dieser Besprechung noch nicht erschienenen dritten Teil des Gesamtwerks sei noch gestattet: Das ihn beherrschende Thema lautet: „Südtirol“ (Kapitel VIII: S. 929–1194) und „Außerfern“ (Kapitel IX: S. 1195–1224), wiederum ist es eine geographische Einteilung, die den Band kennzeichnet: Pustertal-Dolomiten, Eisacktal, Vintschgau-Etschtal und Außerfern sollen hier in namenkundlicher Hinsicht beleuchtet werden. Ein Register (Kapitel X) mit (hoffentlich ausführlichen) Indices wird das würdige, weit über tausend Seiten umfassende Opus beschließen.

Sprachwissenschaftler und Geschichtsforscher jeglicher Provenienz schulden den Herausgebern und dem Verlag aufrichtigen Dank. *Exegerunt monumentum!* Thomas Lindner

*Karl Finsterwalder, Tiroler Ortsnamenkunde. Gesammelte Aufsätze und Arbeiten*, hg. v. Hermann M. Ölberg u. Nikolaus Grass. Bd. 2: *Einzelne Landesteile betreffende Arbeiten – Inntal und Zillertal* (= Schlern-Schriften 286). Universitätsv. Wagner, Innsbruck 1990, XI. 477 S.

Von dem auf drei Bände angelegten Werk Finsterwalders ist bereits ein Jahr nach Erscheinen des ersten Bandes der zweite gefolgt. Dieser hat nun Aufsätze zum Inhalt, die chorographisch dem unteren, mittleren und oberen Inntal sowie dem Zillertal zugeordnet werden können. Diese mehr als in einem halben Jahrhundert, also in einem erfahrungsreichen, da immer streng fachbezogenen, wissenschaftlichen Wirken entstandenen Aufsätze und Abhandlungen zu Fragen der Siedlungsgeschichte, Landesgeschichte und ganz besonders der Namenkunde sind weit über das Land Tirol hinaus für jeden, der sich mit einschlägigen Sachfragen befaßt, von unschätzbarem Wert. Bei Berg-, Flur- und Siedlungsnamen – Orts- bzw. Örtlichkeitsnamen überhaupt – aus allen zeitlichen und kulturellen Schichten unserer Heimat stoßen wir auch in den anderen Bundesgebieten und Nachbarländern auf analoge Fragestellungen. Gerade der Praktiker macht immer wieder die Erfahrung, daß ein bestimmtes Namensgut nicht auf einen kleinen Raum beschränkt sein kann, sondern immer wieder Parallelen gefunden werden können. Und gerade dann, wenn sonst nur spärliches Vergleichsmaterial zur Verfügung steht, weiß man es erst richtig zu schätzen, wenn andererseits aus einem so reichen Fundus, wie ihn K. Finsterwalder zusammengetragen hat, doch in vielen Fällen immer wieder Hilfestellung zu gewinnen ist. Es ist daher kaum hoch genug einzuschätzen, daß nunmehr die über einen weiten Zeitraum und verschiedenste Druckwerke verteilten Arbeiten zum Nordtiroler Bereich zusammengefaßt zugänglich gemacht worden sind.

Zusammen mit dem dritten Band, der die diesbezüglichen Arbeiten für Südtirol und den Außerfern voraussichtlich in absehbarer Zeit bringen wird, ist eine recht solide und umfassende Ausgangsbasis für ein später einmal den Intentionen des bedeutenden Sprachforschers Finsterwalder gemäß nach rein systematischen Grundsätzen zu schaffendes umfassendes Tiroler Ortsnamenbuch gegeben. Otmar Weber

*Das älteste Tiroler Verfachbuch (Landgericht Meran 1468–1471)*. Aus dem Nachlaß von Karl Moeser, hg. v. Franz Huter, in: Schlern-Schriften 283, Acta Tirolensia 5. Band, Innsbruck 1990. 321 S., 9 SW-Abb.

Der Doyen der Tiroler Geschichtswissenschaft, Franz Huter, hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, aus dem Nachlaß von Karl Moeser eine der wichtigsten rechtshistorischen und herrschaftsgeschichtlichen Quellen zur Tiroler Landesgeschichte zu veröffentlichen. Der Meraner Stadtschreiber Cristan Fasel hat die Rechtsgeschäfte der Jahre 1468–1471 gesammelt und damit die erste grundbücherliche Urkundensammlung Tirols (in Salzburg

Notelbuch genannt) zusammengestellt. Für Salzburg ist sie vor allem wegen der dem Erzbischof gehörigen Herrschaft Partschins bei Meran von Bedeutung. Die Textedition ist mit einem ausgezeichnet erarbeiteten Namens- und Sachindex versehen, der leider die Einleitung mit der (rechts-)historischen und handschriftsgeschichtlichen Beschreibung nicht umfaßt. Die Aussagen zur Herrschaftsgeschichte, der Bevölkerungsbewegung zu Gewerben und die volkskundlichen Hinweise machen die Quellenedition für die Erforschung der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts im Alpengebiet besonders wertvoll. Friederike Zaisberger

*Die Marktgemeinde St. Johann in Tirol. Natur und Mensch in Geschichte und Gegenwart.* Geleitet v. Franz-Heinz Hye, Hg. Marktgemeinde St. Johann in Tirol. 2 Bände, St. Johann in Tirol 1990. 507 u. 983 S., zahlreiche SW- u. Farb-Abb.

In den beiden repräsentativ gestalteten Bänden wurden Beiträge von 17 Autoren zu einem umfassenden Bild der Marktgemeinde St. Johann in Tirol zusammengefaßt und mit hervorragenden Abbildungen ausgestattet. Für Salzburg von besonderer Bedeutung sind: *Franz-Heinz Hye*, Die Marktgemeinde St. Johann i. T. – Geschichte einer Unterländer Kreuztracht an der Hauptlandstraße (S. 67–158), *Monica Joast-Müller*, Geschichte der Häuser und Höfe (S. 223–385), *Karl Anibas*, Der Handelsverkehr im Raume St. Johann (S. 483–489), *Georg Mutschlechner*, Zur Geschichte des Rerobichl (S. 491–507), *Erwin Naimer*, Kirchengeschichte (S. 521–605), *Reinhard Rampold*, Kirchliche und profane Kunst (S. 609–636), *Ernst Bacher*, Die mittelalterlichen Glasgemälde in St. Nikolaus in der Weitau (S. 637–645).

Die beiden Schwerpunkte in den Beziehungen zwischen Stadt/Erzstift Salzburg und St. Johann/Leukental stellen die Verkehrsverbindungen und die kirchlichen Beziehungen dar. Die Hauptachse Wien–Innsbruck verläuft bis heute von Salzburg über den Steinpaß nach Lofen/Paß Strub und weiter über St. Johann (vom Steinpaß bis Großgmain mußte und muß bayerisches Territorium benützt werden, nicht Berchtesgadener, S. 68) und wurde deshalb als „Salzburger Lant strassen“ bezeichnet. Ebenso wichtig war aber auch die Straße über Kitzbühel und den Paß Thurn nach Mittersill und weiter über den Felbertauern nach Windisch Matrei (z. B. die Felber mit ihrer Burg und dem Spital in der Weitau). Regionale Bedeutung – vor allem für den Bergbau – hatte die Verbindung über den Paß Grießen nach Saalfelden. Sie erlangte durch den Bahnbau 1875 als einzigem innerösterreichischem Verkehrsweg zwischen den westlichen und östlichen Bundesländern nach 1918 die größte Wichtigkeit.

Der Bergbau am Rerobichl, dessen Hauptgewerken in Leogang/Hüttau und in Saalfelden ebenfalls tätig waren, war lange Zeit einer der wichtigsten Wirtschaftsfaktoren im Leukental. Der Gewerke Wieshofer (S. 89) kaufte schließlich mit anderen in der Mitte des 19. Jahrhunderts sogar das Eisenhüttenwerk in der Flachau. Interessant ist der Hinweis, daß im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts die Salzgewinnung am Rerobichl überlegt wurde.

Eine Fundgrube für den Salzburger Historiker stellt der Beitrag von Erwin Naimer über die Kirchengeschichte dar. War doch z. B. der Salzburger Kammermeister Georg Erlbach († 1521) seit 1503 Pfarrvikar in St. Johann (Gedenkstein S. 563). Nicht zu reden von den zahlreichen urkundlichen und bildlichen Quellen zu den Bischöfen von Chiemsee (z. B. Balkongitter des Dechantshofs mit dem Wappen von B. Ferdinand Christoph v. Zeil, S. 528, das Meßkleid von B. Franz Xaver v. Breuner, S. 533). In der kirchlichen Organisation war St. Johann ja 1216 vom Salzburger Erzbischof dem neugegründeten Bistum Chiemsee zur Ausstattung übergeben worden. Erstmals veröffentlicht wurde das im Salzburger Landesarchiv aufbewahrte Planmaterial vom Kooperatorenstöckl und Ökonomie sowie von Plänen im Konsistorialarchiv Salzburg.

Das Dorf erhielt 1954 ein Wappen, das mit dem Steinbockhorn an die Felber erinnert, und wurde 1956 zum Markt erhoben.

Beim sorgfältig erarbeiteten Häuserverzeichnis sind einige Objekte nicht mit den modernen Hausnumerierungen versehen, so daß der Ortsfremde mit dem Auffinden Probleme haben wird. Private Grundherrschaften mit Bezug zu Salzburg waren die Heffter (S. 242, 278, 288, 289) und Rosenberger (S. 307). Ausgezeichnet ist die dazugehörige Bilddokumentation.

Insgesamt ist das mit zahlreichen hervorragenden Farb- und SW-Abbildungen ausgestattete Werk, dessen Beiträge für den Laien wie für den Fachmann gleich gut lesbar geschrieben wurden, ein Höhepunkt innerhalb der fertigen Ortschroniken. Den Herausgebern ist zu gratulieren.  
Friederike Zaisberger

Schriftenreihe des Archivs der Stadt Salzburg, Nr. 1: *Wohnen in Salzburg – Geschichte und Perspektiven*, Salzburg 1989. 171 S., 29 Abb.; Nr. 2: *E. Marx u. Th. Weidenholzer, Chronik der Stadt Salzburg 1980–1989*, Salzburg 1990. 240 S., 80 Abb.; Nr. 3: *E. Marx (Hg.), Stadt im Umbruch – Salzburg 1980–1990*, Salzburg 1990. 288 S., 43 Abb.

Mit der am 1. Jänner 1988 in Kraft getretenen Neuordnung der Verwaltungsgliederung im Magistrat der Stadt Salzburg wurde auch ein eigenes Stadtarchiv geschaffen (Chronik, S. 161), zu dessen Leiter der Historiker Dr. Erich Marx bestellt wurde. Es war höchste Zeit für diesen Schritt und er hat, wie die vorliegenden Bände der neuen „Schriftenreihe“ beweisen, sehr rasch wissenschaftliche Früchte getragen. Der damalige Bürgermeister Josef Reschen weist in der Einleitung des ersten Bandes darauf hin, daß sich die Leitung des Archivs das Ziel gesetzt habe, in losen Abständen eine Bestandsaufnahme zu den wichtigsten kommunalpolitischen Problembereichen zu veranlassen. Diese Zielsetzung hat mit den drei Bänden bereits ein äußerst bemerkenswertes Ergebnis erreicht.

Im ersten Band setzen sich zehn Autoren mit der schwierigen Materie „Wohnen in Salzburg“ umfassend auseinander. Dabei wird auf entwicklungsgeschichtliche (*R. Hoffmann*), sozialpolitische (*B. Oberläuter*), stadtplanerische (*R. Straßer*) und gesellschaftspolitische Aspekte (*B. Wicha*) ebenso eingegangen, wie der kritische „Versuch einer Phänomenologie“ der Wohnarchitektur in Salzburg nach 1945 (*W. Schaber*) unternommen.

Mit Band 2 legen E. Marx und sein Mitarbeiter Th. Weidenholzer eine Chronik der Stadt von 1980 bis 1989 vor: ein vorzüglich erarbeitetes Nachschlagewerk von großem Informationswert. Dieses erstreckt sich auch auf Verzeichnisse der Mitglieder des Gemeinderats, Ehrungen durch die Stadt und einen die Fülle des Inhalts erschließenden Index.

Der dritte Band befaßt sich mit den wichtigsten Themen, die das Geschehen der achtziger Jahre in der Stadt Salzburg geprägt und einen „Umbruch“ bewirkt haben. Elf Autoren sind aufgeboten und behandeln mit großer Offenheit Inhalte, wie die politische Kultur (*H. Dachs*), die Architektur- und Altstadtspolitik (*K. H. Ritschel*), Kultur im allgemeinen (*S. Stronegger*), Kulturbetriebe (*G. Gröchling*), das Frauenproblem (*I. Bauer*), den Widerstand gegen Atomkraft (*A. Kloss-Elthes*), die Umweltfrage (*W. Herbst*), die Sozialpolitik (*F. Rücker*), Finanzen (*W. Penker*), Fremdenverkehr (*S. Pichler*), Verkehrspolitik (*R. Straßer*), Verwaltung (*J. Riedl*) und die Gesellschaft im Spannungsfeld von Information und Manipulation (*E. Wachalovsky*). Damit wird das Datengerüst der Stadtchronik ergänzt und vertieft und mit den drei Bänden insgesamt ein Studienmaterial von publizistischem und wissenschaftlichem Niveau vorgelegt.

Franz Fuhrmann

*Salzburger Kulturgespräche*. Bd. 3: *Literaturförderung in Salzburg. Eizenbergerhof – das Salzburger Literaturhaus*. Bd. 4: *Stadtteilkultur – Kultur für alle?* Bd. 5: *Zur Situation der bildenden Kunst*. Bd. 6: *Universitäten, Hochschulen, Akademien – exklusiv und/oder innovativ?* Zur Bedeutung von Wissenschaft und Forschung im Salzburger Kulturleben. Bd. 7: *Salzburg – Stadt der Musiker?* Zur Musik und Musikförderung in der Stadt Salzburg. Bd. 8: *Salzburg – Podium der Filmkultur?* Zur Situation von Film und Filmförderung. Hg. v. Informationszentrum der Landeshauptstadt Salzburg, Red. Kurt Luger. Salzburg 1991–1992. 59 S., 76 S., 39 S., 68 S., 48 S. u. 88 S., Textabb., Grafiken.

Im vorjährigen Band (MGSL 131 [1991], S. 422 ff.) konnte die Rezensentin auf die ersten beiden Hefte aus einer neuen, von Kurt Luger redaktionell betreuten und durch das Kulturressort der Landeshauptstadt Salzburg organisierten Reihe hinweisen, die sich unter dem Titel *Salzburger Kulturgespräche* als Diskussionsforum vorstellt und zugleich eine Bestandsanalyse der derzeitigen Kulturszene in der Stadt Salzburg und jener besonderen Rah-

menbedingungen, unter denen Kunst und Kultur stattfindet, bereitstellen will, aber auch Basismaterialien für künftige kulturpolitische Überlegungen und notwendige Initiativen aufbereitet.

Die Themen sind breit gefaßt. Handelt der erste Band unter eher allgemeiner und übergreifender Fragestellung über die Wertigkeit von Kultur (sowie von Kulturschaffenden) und mithin über das kulturpolitische Selbstverständnis in der „Kulturstadt“ Salzburg, so werden die folgenden Bände, denen jeweils eine Reihe von Vorträgen im ORF-Landesstudio Salzburg zugrunde liegen, speziellen Segmenten der Kunst- und Kulturarbeit innerhalb der Stadt gewidmet. Dabei war man bemüht, auch den internationalen und österreichweiten Vergleich nicht zu vernachlässigen; die Vorträge wurden zudem um ergänzende Materialien und Stellungnahmen erweitert.

Der bereits rezensierte Band 2 diskutierte einmal mehr die sogenannte Salzburger Museumsmisere. Band 3 versucht nun, die Situation der Literatur und der Salzburger Autoren zu fassen, die zweifellos mit der Schaffung des Literaturhauses Eizenbergerhof im Stadtteil Lehen wesentliche infrastrukturelle Verbesserungen erfahren hat. Hervorzuheben sind hier die Beiträge des Salzburger Universitätsgermanisten *Karl Müller* („Weder Almosen noch Ghetto! Über ein konstruktives Verhältnis zur Literatur“, S. 7–17) und von *Christine Haidegger*, die als Obfrau der Salzburger Autorengruppe besonderes Insider-Wissen einbringt („Allein-Gang, Zur Salzburger Literaturszene“, S. 18–24).

Pendant zum dritten Heft ist das fünfte zur Situation der bildenden Künste. Das – reichhaltige – Spektrum wird insbesondere durch den Salzburger Kunstverein (592 Mitglieder), die Berufsvereinigung der bildenden Künstler (231 Mitglieder), die internationale Sommerakademie für bildende Kunst (jährlich ca. 600 Teilnehmer) und nicht zuletzt durch eine Reihe privater wie öffentlicher Galerien und Sammlungen geprägt, für die *Leon Mogil*, *Volker Uiberreither*, *Barbara Wally* sowie – stellvertretend für die privaten Galerien – *Ferdinand Altnöder* (Galerie Altnöder) bzw. für das Rupertinum *Margit Zuckriegl* mit Erfahrungen und Vorschlägen zu Wort kommen; unorthodox der ergänzende „Beitrag“ des Malers *Klaus Reif*. Einleitend stellt *Otto Hochreiter*, Ausstellungsmacher, Kunst- und Theaterkritiker sowie derzeit kulturpolitischer Berater und Sekretär bei Bundesminister Scholten, das – staatliche – Kunstförderungs- resp. Kulturverwaltungssystem unter dem Titel „Die Kunst, der Markt und der Staat“ (S. 7–13) durchaus kritisch zur Diskussion, wobei Hochreiter versucht, „ein neues Dialogverhältnis zwischen Kulturschaffenden und Staat“ zu propagieren: „Nicht am Ende der Kette von Produktion und Konsum soll der Staat auftreten, sondern den Beginn einer künstlerischen Laufbahn fördern und die Bereitschaft des Publikums, die Äußerungen der Künstler und überhaupt den Kulturschaffenden ernst zu nehmen. Weniger durch Einkauf von Bildern und teilweiser Umgehung des Handels, sondern (. . .) durch vermehrtes Zurverfügungstellen von Ateliers, durch mehr Arbeitsstipendien, mehr Auslandsstipendien usw. (. . .) Es geht darum, daß man die derzeitige Kulturverwaltung nicht grundlegend, aber immerhin doch ändert. Es muß letzten Endes, wenn man als Staat sozusagen noch irgendwie ein glaubwürdiger Dialogpartner mit den Kulturschaffenden bleiben will, in Richtung einer ‚Serviceeinrichtung‘ gehen. Kulturämter müssen letzten Endes Serviceeinrichtungen des Staates für Kulturschaffende werden.“ (S. 11 f.)

Salzburg – so das Klischee – versteht sich als Stadt der darstellenden Kunst und natürlich als Stadt der Musik. Band 7 der „Salzburger Kulturgespräche“ versieht dieses Image bereits im Bandtitel mit einem Fragezeichen. Erneut geht die Diskussion um das – notwendigerweise? – kontroverielle Gegenüber von sogenannter Hochkultur und sogenannter Breiten- bzw. Alternativkultur. Die Kritik setzt bei der Frage an, ob der Anspruch, „Musikstadt“ zu sein, allein auf die herkömmliche Präsentations- und Repräsentationskultur abstellen dürfe, die zweifellos in Salzburg – nicht zuletzt den internationaler Kulturtourismus im Blickwinkel – auf höchstem qualitativem Niveau geboten wird. Zu fragen wäre weiters, wie es in Salzburg um innovative, experimentelle, ja auch um unangepaßte Formen der Musikproduktion und -reproduktion bestellt ist, für die jedenfalls die Rock- und Jazzszene ein Beispiel wäre. Im historischen Rückblick versucht *Eugene Sensenig* die Salzburger Jazzszene nach 1945 zu skizzieren und zeichnet hierbei, hauptsächlich auf Interviews basierend, ein buntes Bild der nach dem 2. Weltkrieg durch die US-Besatzung geprägte „jazzige“ Atmosphäre in Salzburg, wohin eini-

ge Wiener Musiker vor der Roten Armee ausgewichen waren (S. 18–25); zum Teil konnte Sensenig auf Ergebnisse der Salzburger Habilitationsschrift von Reinhold Wagnleitner zurückgreifen (vgl. R. Wagnleitner, *Coca-Colonisation und kalter Krieg. Die Kulturmission der USA in Österreich nach dem Zweiten Weltkrieg*, Wien 1991). Einen (zu) kurzen Rückblick auf die Geschichte und die Funktion der Hochschule für Musik und darstellende Kunst „Mozarteum“ gibt Werner Thuswaldner (S. 33–35). „Kritische Bemerkungen“ des Rektors der Hochschule Mozarteum, Wolfgang Roscher, zur Musikstadt Salzburg und im besonderen zur Situation der Musikausbildung und der Musikpädagogik schließen an (S. 36–39), wobei Roscher als vordringlich die Gründung einer „Musikschule der Stadt Salzburg“ fordert.

Ein eigener Band ist der Film- und Videokultur und ihrer Förderung in und durch die Stadt gewidmet: Kurt Luger, *Cinema Paradiso – Ansichten zur Salzburger Bildkultur*; Reinhard Schwabenitzky, *Idee für eine Salzburger Filmförderung*; Siegfried Zielinski, *Expanded Reality – Das Filmische auf dem Weg zum Lebensmittel*; Christian Strasser, „Filmstadt Salzburg“ – oder doch nur abgenutzte Kulisse? 70 Jahre Filmproduktion in Salzburg. Ein Rück- und Ausblick; Michael Bilic, *Die Idee eines kommunalen Kinos. Das „Salzburger Filmkulturzentrum“ – „Das Kino“*; Thomas Steinmaurer, *Zur Situation des Kinos in Österreich: Trends und Fakten*; Alois Pluschkowitz/Stefan Aglassinger, *Das zugekniffene Auge – Video in Salzburg*; Herbert Werner, *Filmförderung des Landes Salzburg*; Hannes Eichmann, *Fernsehen in Salzburg – Salzburg im Fernsehen*.

Die gerade auf der Ebene der Filmkultur fruchtbare Kooperation zwischen der Stadt und dem Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg, dessen Schwerpunkt Audiovision (Pluschkowitz, Zielinski) durchaus neue Maßstäbe setzen konnte, leitet über zu Band 6, der unter dem provokanten Titel „Universitäten, Hochschulen, Akademien – exklusiv und/oder innovativ?“ die Bedeutung von Wissenschaft und Forschung im Salzburger Kulturleben analysiert, in dem sich aber auch das nicht immer völlig reibungsfreie und jedenfalls ambivalente Verhältnis zwischen der Stadt und „ihrer“ Universität widerspiegelt. Auf der einen Seite steht eine vielfach funktionierende und letztlich für beide Seiten zufriedenstellende Zusammenarbeit öffentlicher Einrichtungen (in Stadt und Land) mit der Universität, wie sie der Bericht des Publizisten Hans Heinz Fabris über eine vorgeschlagene (Neu-)Orientierung in Richtung einer „Kulturuniversität Salzburg“ zusammenfaßt (S. 7–16). Jenseits davon zeigen die desillusionierenden Ergebnisse einer – allerdings sehr klein gehaltenen – Umfrage von Thomas Hütthmayr, daß die Universität den befragten Salzburgern und Salzburgerinnen bestenfalls (!) als Institution bekannt war, ohne daß klare Vorstellungen darüber herrschten, was und mit welchen Zielen und Resultaten dort gearbeitet wird: „Ja mei, Sprachen, Biologie und solche Sachen . . .“ (S. 2052–2059). Defizite, welche die Universität (und auch die Stadt) aufrufen, Abhilfe zu schaffen und Berührungsängste zu minimieren (dazu auch ebd., S. 60–63, Susanne Guggenberger/Franziska Ott-Theobald, Bausteine einer PR-Konzeption für die Universität Salzburg). Einen wichtigen Ansatz, Verbesserungen anzubieten, schildert Martin Apeltauer (S. 35–42), der unter dem Signet des „regionalen Wissentransfers“ die Idee der sogenannten Wissenschaftsläden aufgreift und mit der Forderung nach Konstituierung eines bürgerorientierten Salzburger Wissenschaftszentrums als Vermittlungsstelle zur Wissenschaft verbindet. Städtischerseits umreißt der Mitarbeiter beim Kulturamt der Stadt Salzburg Werner Riemer die „Universitätskontakte“ im städtischen Kulturamt, mit deren Wahrnehmung und Koordination Riemer seit Anfang 1991 eigens beauftragt ist (S. 22–27), wobei das Bewußtsein vorherrscht, daß die Identität von Salzburg als Universitätsstadt bzw. eine aufeinander bezogene Identität Kulturstadt / Kulturuniversität / Universitätsstadt nur längerfristig als „Ergebnis vieler kleiner Elemente auf vielen Ebenen“ (S. 26) zustande kommen wird können.

Quer durch die vorliegenden Bände zieht sich die in Salzburg offensichtlich besonders deutlich empfundene Polarisierung von (oft kommerziell dominierter) Hoch- und Repräsentationskultur mit ihren kulturellen Spitzenleistungen auf der einen Seite und andererseits einem facettenreichen Spektrum jener „anderen“ Kulturformen, ein Gegensatz, wie er überdies im vierten Heft speziell thematisiert ist, das sich mit der im Rahmen moderner stadtteilorientierter Sozial- und Kulturpolitik viel diskutierten Stadtteilkultur als einer „Kultur an der Basis“ auseinandersetzt. Die Bemerkungen von Hubert Christian Ehalt (Wien), Barbara Burg-

staller (Salzburg), Franz Kolland (Wien), Reinhold Popp (Salzburg) oder Karl Wilhelmstätter (Salzburg) definieren wesentliche Aspekte und Arbeitsweisen der soziokulturellen Stadtteil- bzw. Gemeinwesenarbeit. Ursula Maier-Rabler beschreibt die Stadt und den Stadtteil als spezifischen Kommunikationsraum mit ganz speziellen kulturellen Möglichkeiten und Leistungen und warnt unter Hinweis auf gegenwärtige technologische, Bevölkerungs-, Wirtschafts- und berufsstrukturelle Entwicklungen vor einer oberflächlichen Trennung von Kommunikation und Kultur.

Erneut kann abschließend – trotz gelegentlicher Differenzen im Konzeptionellen – festgehalten werden, daß die acht vorgelegten Hefte der „Salzburger Kulturgespräche“ insgesamt ihr Ziel weitgehend erfüllt haben, ein zukunftsorientiertes Podium für die Diskussion der Probleme in unterschiedlichsten kulturellen Teilbereichen zu sein, auch wenn man sich in dem einen oder anderen Fall tiefer greifende und gründlicher dokumentierte Analysen gewünscht hätte; hingegen wären manche der jeweils beigegebenen „ergänzenden“ Materialien, die mitunter retardierend und aufblähend wirken, durchaus verzichtbar gewesen.

Ingonda Hanneschläger

*Thomas Hochradner, Bibliographie zur Volksmusik in Salzburg.* Hg. vom Salzburger Volksliedwerk (= Bd. 2 der Veröffentlichungen zur Salzburger Musikgeschichte, hg. vom Inst. f. Musikwissenschaft der Universität Salzburg unter der Leitung v. Gerhard Croll), Salzburg 1990. 157 S.

Eine Bibliographie zur Volksmusik stellt insofern ein Wagnis dar, als der Begriff „Volksmusik“ weder in seiner sozialen Zuordnung noch in seiner landschaftlichen und zeitlichen Bindung volkscundlich und musikethnologisch befriedigend definiert ist und sich einer eindeutigen Definition wahrscheinlich auch in Zukunft entziehen wird. Der Verfasser der vorliegenden Bibliographie geht auf derartige Vorfragen nicht ein. Er will dem Praktiker dienen und geht von der Annahme aus, daß jemand, der sich mit Volksmusik beschäftigt, wohl wisse, was damit gemeint sei. Er beginnt daher sogleich mit den Hinweisen für den Gebrauch der Bibliographie, die für Musikanten, Volksmusikforscher und sonstige Interessenten gleich gut verwendbar sein soll, wobei die 1979 von Walter Deutsch, Sepp Gmasz und Maria Schimpfößl-Ager erstellte und in dem von Harald Dengg und Walter Deutsch herausgegebenen Band „Die Volksmusik im Lande Salzburg“ (1979) veröffentlichte Zusammenfassung des Salzburger Volksmusikschritztums die Grundlage bildet. Hochradners Prinzip war es, das Schritztum so ausführlich wie nur möglich zusammenzutragen und auch Bereiche einzubeziehen, die nur indirekt mit der Volksmusik zusammenhängen, wie etwa die Literatur zur Orgel, zur Blasmusik, zur Musikpflege von Studenten und Bürgern oder zu Komponisten, deren Werke volksmusikalische Elemente enthalten. Daß diese Absicht zu manchen Schwierigkeiten führen kann, wird noch zu zeigen sein.

Hochradner gliedert die Bibliographie in elf Abschnitte: I. Allgemeines (Grundlegende Veröffentlichungen zur Volksmusikforschung, Bibliographisches). – II. Biographisches über Sänger, Musikanten, Volksmusik- und Volkstanzforscher. – III. Volkslied (Ausgaben, Fachliteratur zum Volkslied und zur Volkssprache). – IV. Instrumentalmusik (einschl. der Fachliteratur über Instrumente und Instrumentenbau). – V. Volkstanz. – VI. Volksmusik im Brauchtum. – VII. Musik in Sage, Märchen und Spiel, Theater. – VIII. Reiseberichte und Landesbeschreibungen. IX. Volkslied-, Volksmusik- und Volkstanzpflege. – X. Randgebiete der Volksmusikforschung (Kirchenmusik und Volksgesang, Musik der Studenten und des Bürgertums, Blasmusik und Volksmusik, Salzburger Komponisten im Einflußbereich der Volksmusik). – XI. Volksmusik in den umliegenden Landschaften (Oberbayern, Tirol, Oberösterreich, Steiermark, Kärnten). Jede Angabe innerhalb dieser Abschnitte ist mit einer fortlaufenden Nummer versehen, so daß insgesamt 1764 Nummern vorliegen, die – soweit sie Verfasser und Herausgeber betreffen – auch im Index der namentlich genannten Autoren aufscheinen; somit sind deren Beiträge in der Bibliographie leicht zu finden.

Nicht in der Beschränkung, sondern in der umfassenden Darbietung zeigt sich hier der Meister, womit freilich die Gefahr wächst, daß er die Grenzen manchmal zu weit, manchmal zu eng zieht, so daß ihm manches entgeht. Im Abschnitt III scheint unter den Volksliederaus-

gaben ausgerechnet der wichtige Sammelband von Josef Pommer, „444 Jodler und Juhezer aus Steiermark und dem steirisch-österreichischen Grenzgebiet“ (1901, nachgedruckt 1942), nicht auf, ebensowenig sein „Liederbuch für die Deutschen in Österreich“ (1905), das vor dem Ersten Weltkrieg so wesentlich zur Verbreitung des Volkslieds beitrug. Die wichtigen Bände zur Heimatkunde des Pinzgaus von Josef Lahnsteiner sind dem Abschnitt VI – Volksmusik im Brauchtum – zugeordnet und nicht den Landesbeschreibungen des Abschnitts VIII, unter denen sich z. B. Sebastian Wimmer, „Hallein und seine Umgebung“ (Hallein 1883), nicht aber G. J. Kanzler, „Die Stadt Hallein und ihre Umgebung“ (Hallein 1912), befindet. Die vielen neuen Heimatchroniken der Landgemeinden sind nicht erwähnt, auch wenn sie wertvolle Hinweise auf die örtliche Volksmusikpflege enthalten. Im Abschnitt X sind in der Literatur über Kirchenmusik und Volksgesang nur die katholischen Gebet- und Gesangbücher bis zum „Gotteslob“, nicht aber die evangelischen Gesangbücher genannt, obwohl deren Vorläufer schon vor der Großen Emigration 1731/32 gerade im bäuerlichen Volk weit verbreitet waren. Auch der im Salzburger Studenten- und Bürgertum schon vor dem Ersten Weltkrieg beliebte „Zupfgeigenhansl“ von Hans Breuer (1914) und das für die Volksliedpflege mit Gitarrenbegleitung so wichtig gewordene Singbuch des Österreichischen Wandervogels, „Unsere Lieder“, von Rudolf Preiß sucht man vergebens, ebenso das von Major Manz zusammengestellte und von Ulf Seidl illustrierte, vom Stellvertretenden Generalkommando des XVIII. AK herausgegebene Soldatenliederbuch „Im gleichen Schritt und Tritt“, das viele alte österreichische Soldatenlieder enthält. Hier wären auch die von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditrfurth gesammelten „Historischen Volkslieder des Österreichischen Heeres von 1648–1849“ (Wien 1874) zu nennen gewesen. Schließlich hätte man auch die für die Verbreitung des Volksliedguts so überaus wichtigen, an den Lehrerbildungsanstalten approbierten Liederbücher und Gesangbücher nicht vergessen sollen. Daß im Abschnitt XI die schöne Sammlung von Viktor Zack, „Alte liebe Lieder und schöne Jodler“ (Graz 1946), fehlt, wird man nicht minder bedauern. Man gewinnt häufig den Eindruck, als ob sich der Bibliograph nur auf die in der Bibliothek des Salzburger Volksliedwerks gesammelte Literatur beschränkt hätte. Auch die bibliographischen Angaben sind nicht immer vollständig. So vermißt man bei Nr. 1109, „Zillner, Franz Valentin: Die Untersbergsagen. Nebst einem Abriß der Sagengeschichte überhaupt“, den Hinweis auf Bd. 1 der MGSL, S. 81 ff., und schließt daraus, daß dem Bibliographen häufig nur Sonderdrucke zur Verfügung standen, deren Herkunft nachzugehen er unterlassen hat.

Diese Hinweise sollen aber den Wert der Bibliographie nicht schmälern. Sie stellt insgesamt eine bemerkenswerte Leistung dar, die der Volksmusikforschung und -pflege in Salzburg zu Ehre gereicht und die für andere Teilgebiete der Volksforschung wegweisend sein kann.

Kurt Conrad

*Erika Hubatschek, Bauernwerk in den Bergen. Arbeit und Leben der Bergbauern in Bild-dokumenten aus einem halben Jahrhundert.* 4., erw. Aufl., Innsbruck 1990, bzw. 5., unveränderte Aufl., Innsbruck 1992, beide im Selbstverlag der Autorin. 240 S., 316 Fotos. (Zu beziehen bei: Prof. Dr. Erika Hubatschek, Postfach 445, A-6021 Innsbruck.)

Erika Hubatscheks Buch kann als Leitfaden ihres Lebens angesehen werden: Ausgehend von ihrer Dissertation, über die immer wieder erweiterten und aktualisierten Auflagen (zur 2. Aufl. siehe die Rezension von Kurt Conrad, in: MGSL 129 [1989], S. 461) bis zum vorliegenden Band, der aufwendig und ansprechend gestaltet ist. Die Geographin und Volkskundlerin hat nicht nur als Dissertantin und Bergsteigerin, sondern auch als Arbeitskraft die bergbäuerliche Lebenswelt kennengelernt. Aus diesem persönlichen Kontakt ist auch ihre durch alle Sachlichkeit durchschwingende Liebe zu dieser Welt erwachsen. Profunde Feldforschung und teilnehmende Beobachtung bilden die Grundlage dieser Arbeit. Geographisch stehen die Tiroler Alpen im Zentrum der Betrachtung, doch stellen vielfältige Vergleiche über Kärnten, Salzburg, bis in die Schweiz, regionale Unterschiede und Gemeinsamkeiten dar. Ein weiterer Bereich ist dem Salzburger Lungau gewidmet. Ohne daß die Autorin es konkret anspricht, wird daraus klar, daß Lebens- und Wirtschaftsweisen nicht Ausdruck einer Region, sondern Produkt landschaftlicher, wirtschaftlicher, technischer und sozialer Bedingungen sind.

Zwei Schwerpunkte sind als Hauptteile des Buches hervorgehoben: „Der Bergbauer als Gestalter der Landschaft“ und: „Die Arbeit des Bergbauern im Jahreslauf“. Erika Hubatschek stellt den Menschen als Gestalter der Kulturlandschaft ins Zentrum ihres Buches und entwickelt daraus die mit der Landschaftsgestaltung und -erhaltung verbundenen Wirtschaftsweisen und Alltagsarbeiten. Der Mensch ist es, der mit seinem Wohnen und Wirtschaften Landschaft formt, Lebensraum schafft und erhält.

Ein historischer Rückblick führt in die frühen Stufen und Formen der Besiedlung und Rodung ein, weist auf die geologischen und klimatischen Voraussetzungen der Standortwahl, auf Naturkatastrophen als Folge von Über- oder Fehlnutzung hin. Eindringlich hält uns die Autorin vor Augen, daß die Bewirtschaftung der Randregionen heute zwar nicht mehr sozioökonomische, aber umso mehr landschaftsgestaltende und -erhaltene Notwendigkeit ist. Der Bergbauer ist „Grenzwächter“ an der Grenze zwischen Kulturlandschaft und Natur, in einer Höhe, wo nur menschliche Besiedlung und Bewirtschaftung allein gegen die Verkarstung der Almen und Verhutung der Weiden ankämpfen kann. Nicht nur um Kulturland als Nutzfläche oder Freizeitareal zu sichern, sondern um grundsätzlich den gegenwärtigen Charakter der Alpen zu erhalten. So ist eine Stützung der Bergbauern auch in ökologischer Sicht wichtig und reine Rentabilitätsrechnung nicht immer sinnvoll.

Erika Hubatscheks Buch hält uns eine Welt vor Augen, die zwischen 1900 und 1950 verklungen ist und heute nur noch in extremen Regionen, dort wo geländebedingt keine modernen Maschinen einsetzbar sind, vereinzelt existiert. So ist es Dokument in zweifacher Hinsicht. Einerseits stellt es in unserem Jahrhundert vergangene Arbeitstechniken und Wirtschaftsformen dar, andererseits ist es aber, wegen der zeitlichen Verzögerung dieser Veränderungen in den höchsten besiedelten Regionen, auch Rückblick auf die vorindustrielle bergbauerliche Lebenswelt, mit weitreichender Autonomie und allen damit verbundenen Alltagsmühen und sozialen Fragen.

Die Probleme der Abwanderung, des wirtschaftlichen Überlebens, der Konfrontation mit allen Formen des Tourismus in unserem Jahrhundert, werden marginal angesprochen. So ist das Buch Erinnerung an eine verklungene Welt. Doch Romantisierung der Vergangenheit ist darin nicht zu finden. Auch dieses Faktum hebt „Bauernwerk in den Bergen“ so erfreulich heraus aus der Fülle der derzeit erscheinenden Regionalmonographien. Erika Hubatscheks Buch ist ein profundes wissenschaftliches Dokument des gesamten Lebensrahmens einer Bevölkerungsgruppe.

In den prachtvollen Bildern der Autorin erscheinen Äcker und Wiesen, Weiden und Almen, Höfe und Wirtschaftsgebäude, Mauern, Zäune und Arbeitsgeräte einerseits als Zeichen menschlicher Kultur in der Landschaft, andererseits sind sie Zeugen der menschlichen Arbeit sowohl als technisch-handwerklicher Fertigkeit als auch als Mühsal des Alltags. Der Mensch bei seiner gefährlichen Arbeit auf steilen Berghängen, bei der langwierigen Produktion von Nahrung und Kleidung, bei spärlicher Muße und im stolz getragenen Sonntagsstaat steht im Mittelpunkt von Erika Hubatscheks Buch. Ihre Bilder sind aussagekräftig und von technischer Perfektion. Staubiger Arbeitsschurz und geflickte Arbeitsschuhe, Kittelschürzen und Gummistiefel, handgeflochtene Körbe, Rauchküchen im flackernden Feuerschein haben darauf die ihnen im Alltag zukommende Bedeutung. Nichts ist geschönt, bereinigt, zur Idylle erhoben.

Präzise und klar sind die Darstellungen der Arbeitsabläufe, die Erläuterungen der Geräte. Mundartbezeichnungen, Sprüche und Redensarten des Volksmundes sowie Schilderungen und Bewertungen der Gewährleute fließen darin ein. Das Arbeitsjahr der Bergbauern mit den jahreszeitlich wechselnden Arbeiten, den Sorgen um Wetter und Ernteerfolg erscheint plastisch vor dem Leser. Erika Hubatscheks Erfahrung als Mittelschulprofessorin, als Beraterin der Tiroler Landwirtschaftskammer, als weitgereiste Vortragende und als Autorin tritt in diesem Buch anregend zutage.

Vorbildlich stellt Erika Hubatschek die Erscheinungen des Lebens, seien sie Arbeitsablauf, Tischordnung beim Mittagmahl oder Kraftprobe und Freizeitvergnügen der Burschen in ihrem Lebenszusammenhang, dar. Sie sucht weder heidnische Wurzeln noch mythische Hintergründe, sondern hinter ihren Erläuterungen stehen die volkskundlichen Fragen: Warum hat sich etwas erhalten, warum sollte es sich verändert haben?

Erika Hubatscheks Buch kann auch allen Verfassern von Ortschroniken und Heimatbüchern wärmstens empfohlen werden. Es zeigt, was alles „unsere alte Volkskultur“, die alpine Bergbauernkultur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ausgemacht hat und, daß alle diese Teile eines „Kulturpuzzles“, an ihren Hintergründen gemessen, sinnvoll sind.

Ulrike Kammerhofer-Aggermann

*Günther Knesch, Bundwerkstadel aus Ostoberbayern.* 28 Bauaufnahmen (= Quellen und Materialien zur Hausforschung in Bayern, hg. v. *Kilian Kreilinger* u. *Georg Waldemer*, Bd. 4, bzw. Schriften des Bauernhausmuseums Amerang des Bezirkes Oberbayern, Nr. 2), Amerang 1991. 180 S., 168 Bauzeichnungen, 89 SW-Abb., 56 Lagepläne.

Da Ostoberbayern auch den ehemals salzburgischen Rupertiwinkel einschließt, und da das Verbreitungsgebiet des Bundwerkstadels einst auch den Gruppenhofbereich des nordwestlichen Flachgaus im Lamprechtshausener Dreieck umfaßte, hat die Salzburger Hausforschung allen Grund, Günther Knesch für die exakten Bauaufnahmen dieser zimmermannstechnischen Hoch- und Endform des Ständerbaus zu danken. Sie sind der 1989 in Passau erschiene- nen Dissertation des Verfassers, „Der Bundwerkstadel – Architektur und Volkskunst im östlichen Oberbayern“, entnommen, in der erstmals auch über dendrochronologische Datierungen von Stadelbauten berichtet wird. Das Bundwerk ist eine Sonderform des Ständerbaus, bei der das abgebundene Wandbalkengefüge nicht außen, sondern innen verschalt ist, so daß die Holzverbindungen, die im 19. Jahrhundert zur Hochblüte des gitterförmigen Bundwerks ausreiften, außen sichtbar bleiben. Der bisher älteste Bundwerkstadel steht in Nordern, Gde. Pfaffing, im Landkreis Rosenheim und ist in das Jahr 1596 zu datieren. Ob der zur erdlastigen Getreidebergung bestimmte Ständerbau sich von hier über den Rupertiwinkel – Knesch hat in Törring einen Stadel von 1756 und in Tengling einen von 1815 aufgemessen – nach Osten verbreitet hat, oder ob im Vierseithofgebiet des ehemals bayerischen Innviertels ähnliche Frühformen bestanden, kann erst durch flächendeckende Untersuchungen an Innviertler Stadelbauten geklärt werden. Im Lamprechtshausener Dreieck wurde der letzte Bundwerkstadel meines Wissens um 1960 abgerissen, so daß ich zur Erwerbung eines solchen Stadels für das Salzburger Freilichtmuseum bereits in das südliche Innviertel ausgreifen mußte. Umso wichtiger wird die Erhebung der letzten Innviertler Bundwerkstadel nach dem Vorbild von Knesch, der, von den alten Katasterplänen ausgehend, alle Seitenansichten und Schnitte in maßstabgerechten Bauzeichnungen mit allen Details der Holzverbindung festhält, die durch instruktive Fotos ergänzt werden. So entsteht eine einzigartige Dokumentation zur Geschichte des Zimmererhandwerks, deren Wert durch eine im Anhang gegebene Übersicht über die mundartlichen Bezeichnungen der im Stadelgerüst verwendeten Hölzer und Holzverbindungen noch erhöht wird und die der Bauernhausforschung auch hierzulande neuen Auftrieb geben sollte.

Kurt Conrad

*Ortrun Scola u. Rotraut Acker-Sutter, Dorfleben der Siebenbürger Sachsen. Tradition und Brauchtum.* Mit einer Einführung v. *Ernst Wagner*. Verlag D. W. Callwey, München 1991. 216 S., 186 SW- u. 38 vierfarbige Abb.

Nicht nur, weil sich ein Treck Siebenbürger Sachsen nach dem Krieg in Salzburg angesiedelt hat (Sachsenheim, Gde. Elixhausen), sondern auch, weil der Hauptteil des Textes von der früheren Leiterin des Salzburger Landesinstituts für Volkskunde, Rotraut Acker-Sutter, stammt, verdient dieses sachkundig geschriebene und mit hervorragendem Bildmaterial ausgestattete Buch in der Rubrik „Zum Salzburger Schrifttum“ Erwähnung. Ausgehend von den Siedlungsformen werden die Arbeiten in Haus und Hof, Feld, Wald und Weinberg geschildert und eingehend das von den Nachbarschaften geprägte Sozialgefüge der Dörfer behandelt, das von Bruder- und Schwesternschaften, Kirche und Schule bestimmt wird. Ohne diese festgefügte und seit der Reformation von der Evangelischen Kirche getragene Sozialordnung hätten sich die deutschen Dörfer im Karpatenbogen nach 1945 nicht behaupten können. Daß sie gerade jetzt, nach dem Ende der kommunistischen Zwangsherrschaft, zugunsten einer Rück- siedlung in die Bundesrepublik Deutschland aufgegeben werden, ist insofern besonders tra-

gisch, als mit der Rückwanderung ein bedeutsamer Bestandteil der europäischen Volkskultur verlorengeht. Dies wird besonders in der liebevollen und von einprägsamen Bildzeugnissen unterstützten Darstellung des Jahres- und Lebensbrauchtums deutlich, dessen Stationen stets das Zusammenwirken der gesamten Dorfgemeinschaft spiegeln. Ein Verzeichnis der deutschen Ortsnamen mit ihren rumänischen Entsprechungen, der Nachweis der wichtigsten Literatur und ein ausführliches Sach- und Ortsregister runden den Band ab, dem jetzt schon Erinnerungswert zukommt und den jeder, der Siebenbürgen besucht, gerne zur Hand nehmen wird.

Kurt Conrad

*Hans Moser, Volksbräuche im geschichtlichen Wandel. Ergebnisse aus 50 Jahren volkskundlicher Quellenforschung.* (= Forschungshefte, Bayerisches Nationalmuseum München [Hg.], 10. Bd.), München 1985. 416 S.

*Martin Scharfe* (Hg.), *Brauchforschung.* (= WdF, Bd. 627), Darmstadt 1991. 476 S.

Diese beiden Aufsatzsammlungen zur Brauchforschung könnten, in Abwandlung des obigen Titels, unter das Motto „volkskundliche Brauchforschung im geschichtlichen Wandel“ gestellt werden. Sie bilden jeweils – und das nicht nur für Fachvolkskundler und Studierende – einen längst notwendigen Überblick über die Theorien- und Methodengeschichte eines Zentralbereichs der Volkskunde. Ein breites Publikum ist beiden Bänden zu wünschen, hat doch gerade das Wort „Brauch“ ein längst von allen volkskundlichen Begriffs- und Theoriedebatten abgelöstes Eigenleben entwickelt. So ist es in der populären Verwendung als Neubildung „Brauchtum“, oder mit kulturellen Aufwertungen wie „uralt“, „traditionell“ und „wertvoll“ versehen, zu einem feierlich und unangreifbar klingenden Garanten „wahrer Werte“ geworden. Auf diese Weise entweder stabilisiert und normiert oder nach Bedarf wirtschaftlich verwertet, hat es sich in populärer Verwendung längst ins Gegenteil seiner von den Sozialwissenschaften definierten Bedeutungen verkehrt. „Sinn- und Ursprungssuchen“ enden häufig in der Darstellung ahistorischer Kontinuitäten. Sie sind wohl Zeichen der Zeit, für den Volkskundler Botschaften vor sozialem Hintergrund, die mehr über unsere Gegenwart als die von ihnen heraufbeschworene Vergangenheit aussagen.

Volkskunde versteht sich heute als empirische vergleichende Kulturwissenschaft, nicht als Altertums- und Reliktforschung. Sie ist kritische Kulturanalyse, die alle Erscheinungen des Volkslebens im sozialen und historischen Kontext erforscht. Volkskultur ist daher grundsätzlicher Lebensrahmen, das gesamte kulturelle Umfeld des Menschen, soweit es aus den Spannungsfeldern von Tradition und Fortschritt, Individuum und Gemeinschaft entstanden ist und sich laufend weiterentwickelt. Volkskultur ist daher auch immer der Spiegel der Wertordnung, der Geisteshaltung, der Weltanschauung der Gesellschaft bzw. der einzelnen in ihr vertretenen Subkulturen oder Gemeinschaften. So sind auch Sitten und Bräuche nicht aus dem Rahmen der von Sigurd Erixon aufgestellten Kulturdimensionen, Zeit, Ort und soziale Gruppe, herauszulösen. Sitten stellen daher auch die überlieferte soziale Ordnung, die Normen einer Gemeinschaft dar, während Bräuche die daraus abgeleitete Formung des sozialen Handelns sowohl im täglichen Gebrauch und in den festlichen Bräuchen darstellen (Wolfgang Brückner).

Hans Mosers Sammlung „Volksbräuche im geschichtlichen Wandel“ zeigt in Aufsätzen aus 50 Jahren das Fundament dessen, was „Münchener Schule der Volkskunde“ genannt wird. Sie zeigen, daß konsequente wissenschaftliche Methode, nämlich historische Quellenforschung, die Brauchforschung wegführen kann aus der Mythologisierung, der Konstruktion heiler Welten, und der methodisch und inhaltlich überholten Reliktforschung. Sie zeigen, daß Bräuche nicht Phänomene sind, sondern „Ausgestaltung von Raum und Zeit mit Hilfe überlieferter Konfigurationen von Handlungen und Gebilden, (die) systematisch aufzuspüren und in ihren materialen und formalen Erscheinungsformen zu erschließen (sind)“ (Lenz Kriss-Rettenbeck).

Hans Moser hat in seinen Arbeiten einerseits gezeigt, daß Bräuche jeweils Ausdruck ihrer Zeit, Region und sozialen Gruppe sind, also der jeweils gelebten Gegenwart, und damit einem steten Wandel unterliegen. Ebenso hat er, durch seine Archivforschungen, vielen Formen religiösen und weltlichen Brauchtums, die häufig mit heidnischen Kulturen der Frühzeit in Verbindung gebracht werden, klare Anfänge und soziale Hintergründe in wesentlich späterer Zeit

zugewiesen. Ebenso bedeutsam ist er mit seiner Kritik am Folklorismus geworden, die einerseits die Frühgeschichte der Folklorisierung aufdeckt und damit gleichzeitig eine der Wurzeln des Fachs Volkskunde im 19. Jahrhundert beleuchtet und andererseits darstellt, wie stark sowohl Institutionalisierung als auch Organisation von Bräuchen für den Massentourismus deren eigentliche Inhalte erstickt, verstümmelt, verflacht und überdeckt hat. So hat Hans Moser einerseits ein plastisches Bild von Herkunft, Entwicklung und Veränderung vieler Bräuche dargestellt und andererseits eine große Sammlung von Quellenmaterialien speziell aus Bayern vorgelegt. Eine moderne volkskundliche Brauchforschung ist heute ohne die Methoden und Zielsetzungen Hans Mosers nicht mehr denkbar.

Martin Scharfes Band „Brauchforschung“ bietet eine Sammlung von Aufsätzen zur Brauchforschung von 1953 bis 1981, die allesamt wesentliche Stationen in der methodischen und theoretischen Annäherung an diesen Forschungsbereich darstellen. Leopold Kretzenbachers „Kulturgeschichte der volkskundlichen Festspiele“ ist darunter vertreten, Hans Trümpys „Grammatik der Bräuche“ ebenso wie Leopold Schmidts Arbeit „Brauch ohne Glaube. Die öffentlichen Bildgebärden im Wandel der Interpretationen“, oder Walter Hävernichs „Sitte, gebräuchliches und Gruppenbrauchtum. Wesen und Wirken der Verhaltensweisen im Volksleben der Gegenwart“. Ingeborg Weber-Kellermanns bedeutende Arbeit „Änderungen der Brauchfunktion als Ausdruck einer gewandelten Arbeitswelt“ ist ebenso nachzulesen wie Helge Gerndts bedeutende Arbeit „Brauchfunktion und Brauchmotivation der Kärntner Vierbergewallfahrt“. Fragen nach der Gruppeneigentlichkeit, der Entwicklung und Sanktion von Normen, der Identifikation und Kommunikation werden ebenso angesprochen wie jene nach Kontinuität oder Traditionsbruch. Kommunikationsmodelle und Rezeptionsgeschichten zeigen „Sitte und Brauch“ als Regulativ und Handlungsrahmen, als „Sicherung der Sicherheit“ auf.

Beide Bände stellen somit ein Stück Wissenschaftsgeschichte dar, zeigen mögliche Wege der Annäherung an die Normen, Ausdrucksformen, und das Fest- und Alltagsleben von Sozialgruppen und Gesellschaften, die an sich als schriftlos gelten. Ein Umstand, der, unhinterfragt, wohl mit dafür verantwortlich ist, daß der Teilbereich Brauchforschung im Fach Volkskunde bis heute dieser methodisch-theoretischen Auseinandersetzungen bedarf, und im Alltag nur allzuoft in Konflikt mit populären Interpretationen gerät.

Beide Aufsatzsammlungen sollten in keiner volks- und heimatkundlichen Bibliothek fehlen, bieten sie doch in den einzelnen Arbeiten, am konkreten Beispiel, wertvolle Hinweise auf Quellen und Zugangsweisen bei der Erforschung einstiger Bräuche.

Ulrike Kammerhofer-Aggermann

*Kleidung – Mode – Tracht. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1986 in Lienz (Osttirol). Klaus Beitzl u. Olaf Bockhorn (Hg.). (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, hg. v. Klaus Beitzl, N. S. Bd. 7). Wien 1987.*

*Volksfrömmigkeit. Referate der Österreichischen Volkskundetagung 1989 in Graz. Helmut Eberhart, Edith Hörandner, Burkhard Pöttler (Hg.). (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, hg. v. Klaus Beitzl, N. S. Bd. 8). Wien 1990.*

Der Österreichische Fachverband für Volkskunde hält in dreijährigem Abstand seine „Österreichische Volkskundetagung“, mit jeweils wechselndem Kongreßort, ab. Sinn dieser Tagungen ist es, einerseits augenblicklich aktuelle Themen aufzugreifen und sie in einem breiten Forum von Fachleuten zu diskutieren. Dabei hat es sich eingebürgert, zusätzlich zu österreichischen Wissenschaftlern Fachkollegen aus ganz Europa und aus Übersee einzuladen, und auch Fachleute verwandter Wissenschaften miteinzubeziehen. So bieten diese Tagungen die Möglichkeit, ein jeweils eng gesetztes Thema aus dem Blickwinkel unterschiedlicher Länder und Schulen, mit verschiedenen methodischen und theoretischen Ansätzen zu beleuchten und neue Wege der Forschung aufzuzeigen. Die Themen der Tagungen seit 1980 zeigen, daß auch Bereiche des sogenannten klassischen Kanons der Volkskunde, etwa Gegenwartsvolkskunde, Hausforschung, Tracht oder Volksfrömmigkeit, durchaus Forschungs- und Arbeitsgebiete einer modernen Volkskunde sein können, wenn sie mit modernen methodisch-theoretischen Ansätzen den in der Frühzeit des Fachs eng und oft wertend und ahistorisch gesetzten Forschungsrahmen sprengen.

So stellt die Tagung zu Kleidung, Mode und Tracht in 16 Einzelreferaten einerseits „Die wellenförmigen Bewegungen in Mode und Tracht“ (Karl Ilg), „Kleidung als Symbol demonstrativen Müßigganges“ (Roland Girtler), die „Emblematische Funktion von Kleidung“ (Edith Hörandner), „Projektionen und Inszenierungen. Überlegungen zu einer geschlechtsspezifischen Interpretation der Kleidung“ (Elisabeth Katschnig-Fasch) und „Die soziale und politische Funktion der Kleidung“ (Angelos Bas) dar. Zum anderen zeigt sie Quellen zur Kleidungs-forschung auf, etwa in Motivbildern (Klaus Beitzl), Realien im Museum (Margot Schindler, Maria Kundegraber, Wolfgang Gürtler) in archivalischen Quellen (Lois Ebner). Ebenso gibt sie in vielen Einzelaufsätzen Einblick in Geschichte und Entwicklung der Trachten sowie der Trachtenbewegungen und Trachtenerneuerungen (Paul Rachbauer, Herlinde Menardi, Franz C. Lipp).

Als Fazit der Tagung stellt Wolfgang Brückner fest, daß Mode und Tracht ein von allen Seiten konstruiertes Gegensatzpaar darstellen, das vor der Mitte des 19. Jahrhunderts nicht existiert hat. Mit Bezug auf die Tracht nennt er sie einen „Wechsel trotz Dauer“.

So kommen neben Kleidungs- und Kostümgeschichte auch die Erscheinungen des Folklorismus, der Suche nach sozialen und regionalen Identifikationsmustern zur Sprache.

Die Tagung „Volksfrömmigkeit“ zeigte, daß dieser Themenbereich weder ausschließlich mit religiöser Frömmigkeit noch mit den Erscheinungen christlicher, besonders katholischer Glaubensformen abgedeckt werden kann. So war die Diskussion über unterschiedliche Ansätze, interdisziplinäre Zugänge und praktische Ausweitung des Forschungsbereiches der Volkskunde vorherrschend.

Volksfrömmigkeit in stetem Wechselspiel von Hochreligion, Volksglaube und Aberglaube, Zeitgeist, Staats- und Kirchenpolitik wurde ebenso angesprochen wie die menschlichen Bedürfnisse, einerseits den Alltag abzusichern und zu situalisieren, und andererseits ihn zu überhöhen und den Kontakt zu einer transzendenten Welt zu halten.

Welche neuen „Frömmigkeitsformen“ bei Verlust des Glaubens gleichsam als Ersatzreligionen entstehen, zeigen die Arbeiten von Christoph Daxelmüller „Volksfrömmigkeit ohne Frömmigkeit“, Ronald Lutz „Naturverbundenheit, Körperthematization, Remythologisierung“ und Olaf Bockhorn „Volksfrömmigkeit – Sekten – Neue Religionen“. Roland Girtler erläutert die „Strategien der Frömmigkeit in Subkulturen“, Leander Petzoldt bringt Auszüge aus seinem Buch „Magie und Religion“.

Gegenwärtige Formen akzeptierter bzw. nicht autorisierter Volksfrömmigkeit stellen die Beiträge von Gabor Barna (Ungarn), Paul Rachbauer (Vorarlberg), Alois Döring (Deutschland nach dem II. Vaticanum), Helga Maria Wolf (Wien in den 1980er Jahren) dar. Mit gegenwärtigen Anliegenbüchern befaßten sich Ingo Schneider und Herbert Nikitsch.

Ein breites Spektrum von Aufsätzen war historischen Formen der Volksfrömmigkeit in Familie, Alltag und religiösem Fest gewidmet, darunter Ulrike Kammerhofers Studie „Quellenvergleich zu den Fronleichnamprozessionen in Graz und Salzburg“.

Vorbildlich und bereichernd zeigen die Arbeiten zur Volksfrömmigkeitsforschung in Frankreich (Freddy Raphael und Geneviève Herberich-Marx) und religionsethnologischen Forschung in Skandinavien (Nils-Arvid Bringéus) alle Zugangsmöglichkeiten einer modernen Volkskunde zu ihren Themen auf.

Viele Fragen zu den Ursachen, Erscheinungsformen und zum Umgang mit Frömmigkeit kann dieser Band beantworten, viele Denkanstöße sind gesetzt worden, ebenso viele Fragen bleiben offen und regen zu weiterer Beschäftigung an.

Die folgende Österreichische Volkskundetagung „Tourismus und Regionalkultur“ wird vom 15. bis 18. Juni 1992 in Salzburg stattfinden. 24 Vortragende aus acht Ländern werden die Entwicklungsgeschichte des Tourismus, die sozialen, architektonischen und regionalen Prozesse in seiner Folge, sowie Kommunikationsmodelle zwischen Reisenden und Bereisten darstellen. Tourismuskultur und Kulturtourismus, Landschaftsgestaltung und regionale Identifikationsprozesse in der Vergangenheit wie im Hinblick auf ein offenes Europa sollen angesprochen werden.

Ulrike Kammerhofer-Aggermann

*Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung. Vom Alten Orient bis zum ausgehenden Mittelalter.* Unter Mitarb. zahlreicher Fachgelehrter hg. v. Harry Kühnel (Kröners Taschenausgabe Bd. 453). Stuttgart 1992, LXXXII u. 334 S. (mit 350 Übersichts- und Detailabb.).

Im Alfred Kröner Verlag Stuttgart, bei dem bereits mehrere Standardwerke für den Historiker, wie das „Wörterbuch zur Geschichte“ (E. Bayer), das „Lexikon der deutschen Geschichte“ (G. Taddey) oder das „Bildwörterbuch der Architektur“ (H. Koepf) erschienen sind, wurde nunmehr mit dem „Bildwörterbuch der Kleidung und Rüstung“ ein weiteres Desiderat der historischen Forschung geschlossen. Als Herausgeber des unter Mitarbeit zahlreicher Fachgelehrter bearbeiteten Bandes zeichnet Harry Kühnel, außerordentlicher Universitätsprofessor der Universität Salzburg und Gründer des Kremser Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der frühen Neuzeit, das sich die Erforschung der Sachkultur zur Aufgabe gemacht hat. Ihm und seinen Mitarbeitern ist es gelungen, trotz unzureichender Forschungslage und lückenhafter Überlieferung ein Nachschlagewerk zu schaffen, das erstmals systematisch die antike und mittelalterliche Kleidung erfaßt, die überlieferten Termini eindeutig definiert und anhand konkreter Bildbeispiele veranschaulicht.

Das neue Standardwerk für jeden Historiker, aber auch für die Fachvertreter der Kunstgeschichte, Volkskunde, Archäologie und Philologie, entspricht in seinem Aufbau den bereits bekannten Nachschlagewerken der Kröner-Reihe. Dem Vorwort des Herausgebers und fünf Einleitungsbeiträgen folgen die Stichwortartikel, ausgewählte Schaubilder sowie eine Auswahlbibliographie.

In den vorangestellten rund 80 gesondert paginierten Seiten findet der Leser eine prägnante Einführung in die Thematik, wobei sich die einzelnen Beiträge allerdings in Umfang und Bearbeitung (nur z. T. mit Literaturangaben oder Fußnoten) deutlich voneinander unterscheiden. Zunächst führt Friedrich Brein auf knappen zwei Seiten in die griechische Kleidung ein, dann schildern – ebenso auf nur wenigen Seiten – Erwin Pochmarski die Grundzüge der römischen und Karoline Czerwenka-Papadopoulos jene der byzantinischen Kleidung. Eindeutiger Schwerpunkt der Einführung ist der Bereich Mittelalter mit einem über 40 Seiten langen Aufsatz des Herausgebers Harry Kühnel „Kleidung und Gesellschaft im Mittelalter“ (mit umfangreichem Anmerkungsteil) sowie der Abhandlung „Die Kriegsrüstung im europäischen Mittelalter“ von Peter Krenn, dem Leiter des Grazer Landeszeughauses.

Die im Hauptteil gebotenen 1000 Stichwörter erläutern den gesamten Begriffsschatz zur Kleidung und Rüstung vom Alten Orient bis zum ausgehenden Mittelalter. Sie vermitteln einen ausgezeichneten Überblick über die Kleidung geistlicher und weltlicher Provenienz, über Kopfbedeckung (aber auch Haartracht), Schuhwerk, Schmuck und Teile der Bewaffnung wie Helme, Panzer und Rüstungen. Der Aufbau der Artikel folgt dem Grundschemata (S. VII): „Nennung des Stichwortes mit sprachlichen Erläuterungen und Angabe gleichbedeutender Bezeichnungen, Definition und Hinweise auf den übergeordneten historischen Kontext von Terminus und bezeichneten Gegenständen, auf deren Farbe und Material sowie Erwähnung signifikanter, typischer Beispiele.“

Die Artikel zu den einzelnen Kleidungsstücken werden durch themenübergreifende Stichwörter ergänzt, die die Benützung entscheidend erleichtern. So finden sich etwa – um nur einige Beispiele herauszugreifen – Begriffe wie Amts-, Bade-, Bauern- und Judenkleidung ebenso erläutert, wie die Bekleidungssondermerkmale mittelalterlicher Randgruppen (Ketzer, Prostituierte und Scharfrichter), jeweils mit Querverweisen zu den einzelnen Kleidungsbestandteilen. Hingegen sucht man nach Stichwörtern wie Ordenstracht oder unter den Namen der einzelnen Orden vergeblich (bei „Habit“ wird auf „Kutte“ verwiesen, und man kann dort zumindest die unterschiedlichen Farben der einzelnen Ordensgewänder nachlesen).

Das Wörterbuch beinhaltet – über das eigentliche Thema hinausgehend – aber auch Stichwörter zu Insignien und Herrschaftszeichen, so etwa „Reichsapfel“ und „Reichsschwert“, während der naheliegende Artikel „Zepet“ oder „Szepter“ (es ist auf mehreren Schautafeln abgebildet) fehlt. Unter dem Stichwort „Kronen“ wird auf antike Kronen ausführlicher eingegangen, während bei jenen des Mittelalters lediglich auf die Reichskrone (hier ist das 1991 erschienene Buch von Mechthild Schulze-Dörrlamm nachzutragen), die Stephanskrone und die Wenzelskrone querverwiesen wird. Die abgebildete Eiserne Krone von Monza (S. 149) fehlt im Textteil ebenso wie weitere wichtige (auch Frauen-)Kronen. Zweifelsohne ist aber gerade

eine diesbezügliche Kritik nicht ganz zielführend, da es sich dabei um Bereiche handelt, die das vorgegebene Thema überschreiten und die daher Zusatzinformationen beinhalten.

Die einzelnen Stichwörter, deren Bearbeiter durch Siglen gekennzeichnet sind, bieten – wenn vorhanden – auch ausführliche Spezialliteratur. Zudem sind sie mit informativen Strichzeichnungen ausgestattet, bei deren Vorlagen größter Wert auf wissenschaftlich unanfechtbare, konkrete zeitgenössische Bildbeispiele gelegt wurde. Gerade diese rund 350 Übersichts- und Detailabbildungen nach historischen Vorlagen machen das neue Wörterbuch zu einem überaus wertvollen Nachschlagewerk.

Den Abschluß des Buches bilden 14 Schautafeln, die allerdings wenig glücklich gewichtet erscheinen. So umfassen die Tafeln I bis VII byzantinische Kleidung, die – über den zeitlichen Rahmen des Buchtitels hinausgehend – bis zur heutigen Entwicklung abgebildet wird (Tafel VII). Auch der Kriegsrüstung des Mittelalters (Tafeln IX–XIV) wird breiter Raum gegeben. Hingegen erläutert nur eine doppelseitige Tafel den mittelalterlichen Bischofsornat und die Grundbegriffe der Ordenstracht, während weitere Themenbereiche – wie Kleidung von Papst und Kaiser sowie von weltlichen Adeligen, Bürgern oder Bauern (jeweils auch Frauenkleidung) – bei den Schaubildern unberücksichtigt bleiben.

Die am Schluß des Bildwörterbuches gebotene umfassende, nach Epochen gegliederte Bibliographie ermöglicht einen weiteren Zugang zur Thematik und gibt Aufschluß über die herangezogene Literatur einschließlich der Periodika und Sammelwerke.

Zweifelsohne wird der Benützer dieses ersten Wörterbuches der Kleidung und Rüstung, je nach seinen Arbeits- und Forschungsschwerpunkten, verschiedene Ergänzungswünsche anbringen, so vermißt etwa der Salzburger Regional- und Kirchenhistoriker ein Stichwort „Legatenpurpur“ etc., doch mindern diese keinesfalls den generellen Wert des grundlegenden Buches, das als Nachschlagewerk den verschiedensten Disziplinen dienen wird.

Peter F. Kramml

*Elisabeth Geiser* (Hg.), *Naturwissenschaftliche Forschung in Salzburg*. FS. zum 60. Geburtstag von Prof. Dr. Mag. Eberhard Stüber (= Haus der Natur, Jahresbericht 10, 1982–1987). Salzburg 1987. 244 S., zahlreiche Abb.

Es ist eine schöne und häufig gepflogene Tradition, verdienten Persönlichkeiten den Festband einer Zeitschrift zu widmen, wenn sie eine „runde Zahl“ in ihrem Leben erreicht haben. Prof. Eberhard Stüber, der sein Leben den Belangen der Natur, des Naturschutzes, ganz besonders aber der lokalen naturwissenschaftlich-biologischen Forschung und deren Präsentation gewidmet hat, braucht wegen seiner vielen verdienstvollen Aktivitäten nicht erst vorgestellt zu werden, er ist weit über die Grenzen Salzburgs hinaus der Fachwelt ein Begriff. Nicht zuletzt auch durch die bewundernswerten Leistungen bei der Neugestaltung des Hauses der Natur, dem er seit 1976 als Direktor vorsteht. Dank seines Einsatzes, Könnens und Wissens wurde aus einem breit angelegten „Naturalienkabinett“ der Ort moderner naturwissenschaftlicher Darstellung mit hohem didaktischen und volksbildnerischen Stellenwert.

Der Festband ist in zwei Teile gegliedert, wobei im Teil A mit insgesamt 207 Seiten 35 Einzelbeiträge aus den verschiedensten Gebieten naturwissenschaftlicher Forschung im Land Salzburg enthalten sind.

Im Vorwort würdigt und ehrt die Herausgeberin, *E. Geiser*, den Jubilar, dem auch die beiden Geleitworte von Herrn Landeshauptmann Dr. Hans Katschthaler und von Herrn Bürgermeister-Stellvertreter Gerhard Buchleitner gewidmet sind.

Unter den fachwissenschaftlichen Einzelbeiträgen, die hier aus Raummangel nicht alle genannt werden können, finden sich neben kurzen Berichten über wichtige Funde oder Beobachtungen im Land Salzburg auch die Berichte der verschiedenen Arbeitsgemeinschaften am Haus der Natur, wie etwa die Entomologische AG, die Mineralogische AG und die neugeschaffene Astronomische AG, die alle eine richtige Heimstätte für ihre Treffen und den nötigen Erfahrungsaustausch im Haus Prof. Stübers gefunden haben.

Begrüßenswerterweise haben auch viele Forscher aus den verschiedenen Instituten der noch jungen Salzburger Naturwissenschaftlichen Fakultät interessante Beiträge geliefert, die in Inhalt und Form durchaus auf dem Niveau internationaler Fachzeitschriften gehalten sind

und höchsten Qualitätsansprüchen gerecht werden. Darunter fallen allein zwölf Artikel mit vorwiegend zoologischem Inhalt, vier aus dem Bereich der Botanik, vier gewässerkundliche Beiträge, fünf mineralogische Berichte, drei geologisch-paläontologische und einzelne mit fachübergreifender Thematik. Hier ist besonders den Bemühungen der Herausgeberin – zugleich Mitarbeiterin am Haus der Natur – zu danken, der es gelungen ist, durch die Auswahl der verschiedenen Themen einen eindrucksvollen Überblick über laufende Aktivitäten und aktuelle Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschung im Land Salzburg zu geben.

Teil B dieser Festschrift umreißt auf knappen 20 Seiten die vielen Neuerungen, Ausstellungen und breitesten Aktivitäten des Hauses der Natur in den Jahren 1982 bis 1987. Schon im ersten Beitrag wird hier das prachtvolle neue Aquarium vorgestellt, mit dem Prof. Stüber ein grandioser Wurf gelungen ist, und das sich international wohl unter die besten Anlagen dieser Art auf der ganzen Welt einreihen läßt. Neben der schon länger bestehenden Reptilienschau ist hier eine weitere eindrucksvolle Belebung gelungen, wo der Besucher eben auch lebende Tiere in wunderschönen Kleinbiotopen betrachten kann.

Beachtenswert waren auch die Zahl und die Qualität der Sonderschauen, die in einem Zeitraum von nur fünf Jahren dem Besucher geboten worden sind. Hier konnte der Direktor auch seine ökologischen Interessen als Landesumweltanwalt der Öffentlichkeit präsentieren und die Aktualität ökologischer Probleme für die Gesellschaft greifbar machen. Es finden sich Themen wie „Warum stirbt unser Wald?“, „Grün kaputt“, „Nationalpark Hohe Tauern“ u. v. m., insgesamt 14 Sonderschauen, oft mit kritischen Inhalten wie „Alptraum Auto“ oder hochaktuellen technischen Ausstellungen wie „25 Jahre Sowjetische Raumfahrt“. Eine beachtliche Liste hochrangiger Gäste aus Politik, Wissenschaft und öffentlichem Leben, Ehrungen die das Haus der Natur und seine Mitarbeiter erfahren haben, aber auch die Verleihungen der Eduard-Paul-Tratz-Medaille, die vom Österreichischen Naturschutzbund gestiftet und durch seine dortige Präsidentschaft auch von Prof. Stüber vorgenommen werden, runden die eindrucksvolle Darstellung der Leistungen dieser wichtigen Salzburger Institution – Das Haus der Natur – ab. Auf den letzten 13 Seiten ist eine Aufstellung interessanter aktueller Neuerscheinungen der wichtigeren naturwissenschaftlichen Verlage zu finden, stets mit knappen Bemerkungen zur Hilfe des Lesers.

Sicher wird dieser gut ausgestattete Sonderband der „Berichte des Hauses der Natur“ seinem Ziel, der Information, bestens gerecht, besonders aber ist er auch eine eindrucksvolle Würdigung des Leiters dieser Institution, Prof. Dr. Eberhard Stüber. Alfred Goldschmid

*Albert Strasser, Die Minerale Salzburgs.* Im Eigenverlag des Verfassers, Salzburg 1989. 348 S., Textabb., Karten, Übersichtstabellen.

Das vorliegende Buch umfaßt im wesentlichen zwei Hauptteile: Erstens „Die Minerale Salzburgs in kristallchemischer Ordnung“ und zweitens „Die Minerale Salzburgs in regionaler Gliederung“. Anschließend daran findet sich ein „Anhang“-Kapitel mit Hinweisen auf „Minerale als zufällige Produkte in Hütten“, „Minerale in anthropogenem Zusammenhang“ (Zahnstein, Gallensteine) und ähnliches. Schließlich folgen noch sechs Verzeichnisse, darunter je eines der Fundstellen und der Mineralien.

Die Besprechung der Fundstellen erstreckt sich über 183 Seiten und ist somit dem Umfang nach, aber auch von Sinn und Zweck der Arbeit her der bei weitem wichtigste Teil des Buches. Unser Bundesland erscheint auf der einleitenden geologischen Übersichtskarte in 21 „Mineral-Regionen“ aufgeteilt, wobei beispielsweise dem „Hochkönig und Ausläufern“, dem „Gasteinertal“, dem „Habachtal“ usw. jeweils ein Kapitel gewidmet ist. Den Anfang jeder dieser Teilbereiche bildet eine (fallweise stark) vereinfachte geologische Übersichtskarte mit Einzeichnung der Mineralienfundstellen – im Gasteiner Tal z. B. nicht weniger als 86 an der Zahl, im Rauriser Tal 55 und im Habachtal 44. In diesem Teil des Buches ist mit größtmöglicher Akribie alles dokumentiert, was an Mineralienfunden aus der Literatur bekannt ist, aber auch in erheblichem Ausmaß das, was der Verfasser selbst gesammelt bzw. aus eigener Erfahrung kennengelernt oder im Kontakt mit heimischen Sammlern (ein eigenes Verzeichnis nennt 40 Namen) mitgeteilt bekommen hat. In diesem Zusammenhang ist auch ausdrücklich auf den besonderen landeskundlichen Wert der weit ins Detail gehenden Bibliographie zu ver-

weisen, die mit mehreren hundert Titeln rund 20 Seiten umfaßt. Alle Fachmineralogen von Rang und Namen sind vertreten, darunter beispielsweise Ch. Exner, O. Friedrich, W. Günther, J. G. Haditsch, H. Meixner, G. Niedermayer, W. Paar, H. Weninger und – last but not least – Frau Prof. E. Ch. Kirchner, die sich der (grundsätzlich und ausdrücklich ohne Bezugnahme auf den konkreten Anlaßfall immer ein wenig undankbaren!) Aufgabe unterzogen hat, das Manuskript „durchzulesen“, und so auch ein Quentchen Mitverantwortung trägt. Möge ihr auch ein Quentchen jenes Wohlwollens zuteil werden, das aus dem Leserpublikum bereits kam und sicher noch kommen wird!

Der erste Teil des Buches, immerhin 117 Seiten umfassend, versteht sich als eine Art Systematik der Mineralogie in „kristallchemischer“ Ordnung, womit einerseits kristallographische, andererseits chemische Betrachtungsweisen gemeint sind, jeweils angereichert mit Hinweisen auf örtliche Fundstellen. Die sich mit dem zweiten, dem Hauptteil des Buches ergebenden Überschneidungen und Wiederholungen liegen in der Natur dieses Buchaufbaus. Ein willkürlich herausgegriffenes Beispiel, der Brookit, zeigt, daß die gewählte Methode nicht ganz unproblematisch ist. Es werden zunächst chemische Zusammensetzungen (ohne Quantifizierungen), Kristallformen sowie sonstige Eigenschaften und als Fundstellen das Anlaufstal, der Biberg und der Hopffeldboden angeführt. Macht man nun auf den zweiten, den Hauptteil des Buches, die Gegenprobe über den Mineraliennamen-Index, so erfährt man einerseits, daß auch im Bocksteiner Steinbruch, auf der Rauriser Griefswiese und auf der Fundstelle Windbach im Habachtal der Brookit vorkommt. Schlägt man andererseits im Fundstellen-Index nach, so bestätigen sich die Angaben zu den Fundstellen Hopffeldboden sowie Anlaufstal (hier allerdings unter „Plattenkogel“). Zur Fundstelle Biberg werden maximal 1,5 cm große Brookit-Tafeln erwähnt, während vorne, im ersten Teil des Buches, von 3 cm großen Tafeln vom Biberg die Rede ist. Der „systematische“ Teil enthält weiters eine besonders große Anzahl extrem seltener Mineralien. In diesen nicht nur gelegentlichen, sondern sehr zahlreichen Fällen finden sich im ersten und im zweiten Teil jeweils mehr oder weniger identische Informationen. Man vergleiche z. B. die Angaben über Alurgit, Colusit, Danait, Eclarit, Tanteuxenit und Tawmawit im ersten Teil mit jenen im zweiten Teil des Buches.

Hier stellt sich wirklich die Frage, wozu man eigentlich den „systematischen“ ersten Teil braucht. Allgemeine Angaben über chemische Zusammensetzung, Kristallform und sonstige Eigenschaften findet man in Dutzenden hervorragend gestalteter, wissenschaftlichen Fach- und Bestimmungsbüchern. Alles typisch Salzburgerische aber hätte man ohne Probleme in den zweiten Buchabschnitt einbauen können, zumal dieser durch den Mineraliennamen-Index in ausgesprochen benutzerfreundlicher Weise aufgeschlossen ist. (Bei Brookit fehlt allerdings der Hinweis auf S. 272, Hopffeldboden.)

Auf wissenschaftliche Details kann hier nicht eingegangen werden, da sich Rezensent als Nicht-Fachmineraloge für nicht kompetent erklärt. Ein Widerspruch, der sich aus dem Text selbst ergibt, sollte aber doch aufgezeigt werden. So wird im ersten Buchabschnitt vom Seifengold der Mur und Salzach gesagt, daß es zum Großteil „dem ungeheuren (??) Abgang der mittelalterlichen Goldgewinnung“ zuzuschreiben sei. Auf S. 301 meint der Verfasser gar, daß rund 40% der mittelalterlichen (= frühneuzeitlichen) Goldgewinnung in die Salzach und in die Mur geraten war (und sich bis heute, also rund 400 Jahre lang, dort gehalten hat??). Auf derselben Seite wird aber zuerst schon von der sich dem Verfasser aufräugenden Ansicht gesprochen, daß das Seifengold nicht aus den derzeit bekannten Goldlagerstätten stammen könne – was ohnedies in der neueren Fachliteratur für erwiesen erachtet wird. Mit Staunen liest man übrigens auch die dezidierte Behauptung, daß schon in vorchristlicher Zeit die Illyrer aus der Salzach Gold gewonnen hätten.

Um dem unbestreitbaren Wert des Buches für die Salzburger Landeskunde gerecht zu werden, sollte man aber über gelegentliche Ungereimtheiten getrost hinwegsehen, denn was im Hauptteil des Buches geleistet wurde, ist nichts Geringeres als die lückenlos erschöpfende Dokumentation sämtlicher Mineralien-Fundstellen im Bundesland Salzburg: das Ergebnis einer großartigen Sammlertätigkeit und jahrzehntelanger, intensiver Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Fachliteratur. Das Buch sei jedem Interessierten ausdrücklich empfohlen und sollte in keiner öffentlichen oder privaten Fachbibliothek fehlen und selbstverständlich in allen Gemeinde- und Schulbibliotheken des Bundeslandes Salzburg aufliegen. Fritz Gruber

Haus der Natur, Jahresbericht 11, 1988–1989, hg. v. Prof. Dr. *Eberhard Stüber*, Salzburg 1990. 188 S., viele Abb.

In der bewährten Art der Berichte des Hauses der Natur enthält auch dieser elfte Jahresbericht eine Darstellung der Leistungen und Aktivitäten dieses modernsten naturwissenschaftlichen Museums Österreichs und einen Teil mit wissenschaftlichen Beiträgen über Forschungen im Land Salzburg, an denen Mitarbeiter oder Arbeitsgemeinschaften am Haus der Natur wesentlich beteiligt sind.

Im Berichtsteil A mit 51 Seiten werden neue Abteilungen vorgestellt, wie die hochinteressante und bestens präsentierte Schau „Mensch und Tier in Fabel und Mythos“, oder die stark erneuerte und verbesserte Abteilung „Welt des Meeres“. Auch die Haltung- und Züchterfolge im Aquarium und im Reptilienzoo, die dortigen Neuzugänge und die Erweiterung des Reptilienzoos mit einer Außenanlage auf dem Innenhof werden gezeigt. Ein Modell des GEO-Tauchboots von Prof. H. Frick ergänzt eindrucksvoll die Ausstellungen über die Entwicklung des Tauchens in der Abteilung „Welt des Meeres“.

Von den Spenden und Stiftungen, die natürlich nur ein Haus dieser Qualität und dieses fachlichen Ansehens in solchen Ausmaßen erhalten kann, sind besonders die prachtvoll erhaltene Versteinering eines jurazeitlichen Sauriers und die Nachbildung der Mercury-Raumkapsel hervorzuheben. Mit beiden Neuerwerbungen beweist der Leiter des Museums, Prof. Eberhard Stüber, sein „Gespür“ für das Interesse der Besucher und kann damit weiter die Attraktivität seines Hauses steigern, was die eindrucksvollen Besucherzahlen hinlänglich beweisen.

Berichte der verschiedenen Arbeitsgruppen am Haus der Natur, der Salzburger Naturschutzjugend, Informationen über prominente Besucher, Ehrungen, Verleihungen der Eduard-Paul-Tratz-Medaille sowie über das Haus-der-Natur-Kuratorium und über die Mitarbeiter dieser Institution schließen diesen Teil ab.

Im Teil B finden wir sechs wissenschaftliche Beiträge:

*Heinisch, M., Heinisch, W.*: Winterliche Schwimmvogelbestände im Bundesland Salzburg – Ergebnisse der Internationalen Schwimmvogelzählungen 1976–1989 (S. 53–60); *Embacher, G.*: Prodomus der Großschmetterlingsfauna des Landes Salzburg (S. 61–152); *Illich, I., Windig, N.*: Die Heuschreckenfauna (Orthoptera: Saltatoria) der Salzburger Hohen Tauern: vorläufige Artenliste (S. 153–168); *Geiser, R.*: Beitrag zur Heuschreckenfaunistik Salzburgs (S. 169–174); *Geiser, E.*: Die Käfersammlung am Haus der Natur (S. 175–177); ein kurzer Fundbericht von *H. Steinbacher*: Fossile Moostierchen (Bryozoen) im Helvetikum des Haunsbergs (S. 179/180).

Unter diesen Beiträgen sei besonders der Artikel über die Großschmetterlinge von *G. Embacher* hervorgehoben, der auf knappem Raum ein gewaltiges Sammlungsmaterial übersichtlich gruppiert und darstellt. Besonders wertvoll für Fachkollegen wird die umfangreiche Literaturzusammenstellung sein, die über 80 Zitate enthält, oft von wenig bekannten oder nur lokal verbreiteten Publikationen. Die beiden Beiträge über Heuschrecken im Land Salzburg zeigen, wie wenig fundiertes Wissen über die Tierwelt unserer engeren Heimat wirklich vorhanden ist – ein Mangel, der sich gerade bei Fragen der Schutzwürdigkeit und der ökologischen Wertigkeit von heimischen Lebensräumen immer wieder zeigt: hier steht noch ein weites Feld wissenschaftlicher Aktivität offen.

Acht Seiten Literaturhinweise mit kurzen Besprechungen aktueller Neuerscheinungen auf dem Gebiet der Naturwissenschaften schließen diesen hervorragend gelungenen Jahresberichts-Band ab.

Alfred Goldschmid

Zur Anzeige eingelangte weitere Literatur,  
die wegen mangelndem Salzburg-Bezug nicht rezensiert wurde:

*Höbarthmuseum und Stadt Horn. Beiträge zu Museum und Stadtgeschichte.* Im Auftrag des Museumsvereines in Horn hg. v. *Ralph Andraschek-Holzer* u. *Erich Rabl*. Horn 1991, 256 S.

*Eine Stadt und ihre Herren. Puchheim, Kurz, Hoyos.* Ausstellung der Stadt Horn im Höbarthmuseum 9. Mai bis 29. September 1991. Ausstellungskat., hg. v. Höbarthmuseum der Stadt Horn, 107 S.

*Andrea Komlosy* (Hg.), *Spinnen, Spulen, Weben. Leben und Arbeiten im Waldviertel und anderen ländlichen Textilregionen.* Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Bd. 32, hg. v. *Wolfgang Müller-Funk* (Waldviertler Akademie) u. *Erich Rabl* (Waldviertler Heimatbund). Krems/Donau–Horn 1991.

*Historische Bibliographie der Stadt Linz*, bearb. v. *Otto Ruhsam* (= Linzer Forschungen 1). Linz 1989, 312 S.

*Helmut Lackner* u. *Gerhard A. Stadler*, *Fabriken in der Stadt. Eine Industriegeschichte der Stadt Linz* (= Linzer Forschungen 2). Linz 1990, 774 S.

*Helmut Lackner*, *Christian Schepe*, *Gerhard A. Stadler*, *Fabriken in der Stadt. Bilder zu einer Industriegeschichte der Stadt Linz.* Linz 1990, 157 S.

*Rudolf Zinnhobler*, *Kirche in Linz. Die Inhaber der Pfarren (1785–1990)*, hg. v. Archiv der Stadt Linz. Linz 1990, 248 S.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1992

Band/Volume: [132](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 545-572](#)